Gebilde

der

Wahrheit und Phantasie

in Erzählungen

von

L. M. Büschenthal.

J. F. Schmidt.

Magdeburg

bei Ferdinand Rubach

1819.

Vorwort.

Dem vereinten Wunſche mehrerer Freunde nachgebend, legt der Verfaſſer die nachſtehenden Erzählungen dem Urtheile des Publikums vor. Sie ſind die Erzeugniſſe ſeiner ſtillen Mußeſtunden, deren freundlichen Zaubereien er um ſo williger ſich hingab, je reichlicher der Erſatz war, den ſie durch wehmüthig frohe Erinnerungen,

durch das reizende Bild einer geträumten Möglichkeit ihm für manchen im Gewühl des Lebens verlornen Tag darreichten. Möchten daher diese Schilderungen recht viele solcher Leser finden, denen es Bedürfniß und Freude ist, sich in den Ruhestunden eines vielleicht oft gequälten Tages in die hier vor ihnen liegende Welt hinauf- oder hinabzustimmen, je nachdem ihr politischer Standpunkt ihnen das eine oder das andere nöthig macht.

Die Tendenz der vorliegenden Darstellungen spricht sich in ihrem Titel aus.

Sie sollen die Einbildungskraft des gemüthvollen Lesers auf die milde Gränze leiten, wo Wirklichkeit und Möglichkeit sich begegnen, wo das endlose Gebiet der letzteren in den engen und ängstlichen Kreis der erstern sich hinabläßt, um die nüchternen Erfahrungen des alltäglichen Lebens durch die kühneren Schöpfungen einer immer schaffenden Ideenwelt zu vergeistigen.

Der Verfasser hat, um der Stimme des Publikums eine aufmunternde Entscheidung einzuräumen, einige der hier

gelieferten Erzählungen in den geleſenſten deutſchen Zeitſchriften abdrucken laſſen. Wenn die beifällige Aufnahme, deren ſich dieſe einzelnen Stücke zu erfreuen hatten, auch der ganzen Sammlung zu Theil würde, ſo könnte der Herausgeber hierin nur die ſchmeichelhafteſte Veranlaſſung finden, dem gegenwärtigen erſten Bändchen ein zweites von gleichem Inhalte und Umfange folgen zu laſſen.

Die Einquartirung.

In einer der schönsten Gegenden des südlichen Frankreichs liegt in romantischer Abgeschiedenheit von der übrigen Welt das niedliche Dörfchen D... Zwischen buschreichen Hügeln und einem dichten Olivenwalde versteckt, scheint es unzugänglich jedem andern, als dem leisen Tritte des Friedens, der seine Bewohner seit undenklichen Zeiten im Besitze ungestörter Ruhe erhielt. Aber dem tobenden Mars, der, Thronen und Tempel zerstörend, ganz Europa durchstürmte, blieb auch dies stille Asyl nicht

verborgen, und wo sonst nur die heiligen Oelzweige im Hauche des Abends ersäuselten, da lärmten jetzt Trommeln und rauschende Waffen.

Ein detachirtes Garderegiment war eingezogen. Ottilie, die Tochter des Pächters Micheau, sah neugierig durchs Fenster, wo die hohen Bärenmützen vorüberzogen, und dann ängstlich nach der Thür. „Wo der Vater bleiben mag? rief sie, und blickte nach der Wanduhr. Auf den Mittag wollt' er zurück seyn; jetzt ist es fünf Uhr, und er bleibt noch immer aus!" Unten im Hause erhob sich ein Geräusch; sie fuhr zusammen, „o Gott, rief sie, wenn wir wieder Einquartirung bekämen, und er wäre noch nicht da, ich wäre des Todes vor Schreck!" — Die Treppe heraufkommend, pocht es an der Thür. Heftiger fuhr sie zusammen, und lispelte kaum hörbar:

Herein! — Ein Offizier, von zwei Gemeinen begleitet, trat ein. — „Hab ich die Ehre, die Tochter des Hauses zu sprechen?" fragte ersterer, und zeigte auf einen bejahenden Wink ein Billet de logement vor. Verlegen nach dem Schlüsselbunde suchend, ging Ottilie hin und her, bis sie ihn endlich vor sich auf dem Nachttischchen fand. Ist es Ihnen gefällig? fragte sie, schwebte den Gästen eine Treppe höher voran, und eilte, nachdem sie aufgeschlossen hatte, mit einer schnellen Verbeugung wieder hinab.

Aber der Todesschreck war ohne den Tod vorübergegangen; ohne den Leuten ins Gesicht gesehen zu haben, fand sie doch, daß sie ganz freundlich aussähen, und lächelte schon halb und halb ihrer vorigen Furcht. Sehr natürlich. Ihr kindliches Gemüth war mit dem Schrecken des Krie-

ges weit früher, als mit ihm selber bekannt geworden; und so ging ihre Angst, wie vor jedem unbekannten Gegenstande dieser Empfindung, ins Ungeheure. Soldaten und Helden waren ihrer Phantasie nichts weiter, als Räuber und Mörder; denn immer hatte sie für die höhern, politischen Motive eines Krieges so wenig Sinn, wie — manche politische Macht; und das Interesse, welches bei dieser die Stelle des Rechts vertritt, ging ihr gänzlich ab. Sie hatte demnach von dem ersten Gruße dieser Kriegesgäste nichts Geringeres, als Zugreifen, Nehmen und Gott weiß, welche andere Mißhandlung erwartet. Aber diese Kriegsmänner waren ganz friedlich eingetreten und ihr folgsam, wie ihre Lämmer nach dem Stalle, ins Oberstübchen gefolgt. Es mußten also bis auf ihre Gesichter, die sie noch nicht gesehen

hatte, ganz scharmante Leute seyn; und nun war sie eben so schnell und einseitig mit dem ganzen Soldatenstande ausgesöhnt.

Marie trat ein. „Weißt du — rief sie ihr, durch ihre Gegenwart noch mehr erleichtert, entgegen — daß wir Einqartirung haben? Recht artige, friedfertige Menschen. Ich habe ihnen die grüne Stube selbst angewiesen, und mir hat Keiner von ihnen was gethan.“ Marie lächelte. Sie hatte früher in der Stadt gedient, und wußte aus gründlicher Erfahrung, was für wakkere Männer es unter den Soldaten gäbe. Die freundliche Erinnerung wurde bei ihr schnell zur lieblichen Ahnung, und besorgt fragte sie Ottilien, ob denn im Zimmer der Tapfern auch Alles an Ort und Stelle sey? „Ach nein! rief diese erschreckt, Alles liegt noch durcheinander, und ich Unbesonnene habe mich selbst zu entschuldigen vergessen.

Gehe, liebe Marie, und siehe zu, was sie bedürfen." — Marie flog hinauf.

Ein neuer Schauer durchrieselte Ottilien, als es die Treppe herunterkam, und der Offizier, schön in einer stattlichen Uniform gekleidet, hereintrat. Mademoiselle — sprach er, sich mit Anstand verneigend — verzeihen Sie einer Störung, welche ich eben so ungern veranlasse, als Sie sie erdulden. Ottilie, von dem Klange dieser Stimme getroffen, sah zu dem Freundlichen auf, und schob in steigender Verwirrung einen Stuhl herbei — „Noch, lispelte sie, habe ich nichts zu erdulden gehabt, und fürchte dies auch für die Zukunft nicht. Entschuldigen Sie vielmehr mich, die sich so wenig zuvorkommend gegen Sie und die Ihrigen benommen hat. Der Vater, den ich mit jedem Augenblicke erwarte, wird die Unerfahrenheit der Tochter zu vergüten suchen." — Hier ist

nichts zu vergüten, erwiederte jener, als Ihre Verlegenheit, welche die reizendste Unerfahrenheit selbst entschuldigt. — Eine Pause, in welcher sie dem Sinne dieser Worte nachdachte, und ihm dabei mit unbeschreiblicher Anmuth ins Gesicht sah, unterbrach die schüchterne Unterhaltung.

Ihre Züge — fuhr jener, in ihrem Anblick versunken, fort — erinnern mich lebhaft an eine Jugendgespielin, welche wiederzufinden der sehnlichste Wunsch meines Lebens ist. —

Sie. Und die Erfüllung dieses Wunsches raubt Ihnen wol Ihr Stand?

Er. Zum Theil; doch müßt' ich auch ohne diesen darauf verzichten, da ich auf einem Durchmarsche in ihrem frühern Wohnorte mich vergeblich nach ihrem jetzigen erkundigte.

Sie. Ich kann an Ihrem Kummer

um so inniger Antheil nehmen, da auch ich das ungewisse Schicksal eines Jugendfreundes betraure.

Er. Wo er auch seyn mag, er lebt ein schönes Leben in dieser thränenden Erinnerung.

Ottilie erglühte.

Sie. Und wo — darf man fragen — lebte früher Ihre Jugendgespielin?

Er. Unweit der Hauptstadt in Chateau-Thierry.

Sie. Mein Gott! und ihr Name?

Er. Ottilie Micheau.

Olivier! rief die Erglühende, und sank bewußtlos in des Entzückten Arme.

Jean Micheau, der Pächter, wohnte ehemals in Chateau Thierry, wo ein blühender Fruchthandel ihn reichlich ernährte, und ihm in drückenden Zeiten Gelegenheit zu vielfältigem Wohlthun gab. Denn er

war ein, wohlthätiger Mann; der Fluch mancher seiner Handelsgenossen haftete nicht auf seinem Vermögen. Wenn jene in Zeiten des Ueberflusses ihre Kammern verschlossen, um sie in Zeiten der Noth dem Wucher aufzuthun, öffneten die seinigen sich den Bitten der Armuth, und nahmen auf, was jene unbarmherzig zurückgewiesen. Dies erwarb ihm die Liebe der Dürftigen, den Neid und den Haß der Reichen.

Claudine, sein Weib, war edel gesinnt wie er, und wirkte mildthätig im Kleinen, wie er im Großen. Beide fanden in gegenseitiger Lieb' und Treue reichlichen Lohn und Ersatz für manchen Schaden, den fremde Bosheit ihnen zufügte. Aber überschwenglich ward ihr Glück, als nach einigen Jahren der Kinderlosigkeit Ottilie dem Schooße der Mutter sich entwand. Claudinens Sonnenreize verjüngten

sich in dem Mondesbilde der Neugebornen, welche bestimmt schien, die Nacht ihrer fernen Zukunft zu erleuchten. Dieser sahen die Beglückten hoffend entgegen, nicht ahnend, daß die Sonne erblassen, ehe der Mond sich mit Glanz erfüllen würde.

Drei Jahre hatten Pläne und Aussichten die Träumenden beschäftigt, als die Wirklichkeit zerstörend dazwischen trat. Lange schon hatte der Zunder der Empörung in Frankreichs Hauptstadt geglimmt, als er endlich, vom höllischen Partheigeist angefacht, in volle Flammen ausbrach. Die nächsten Umgebungen der Entfesselten wurden ihre ersten Opfer, und Chateau Thierry sah sich bald von jenen rasenden Schwärmern angefallen, in deren Hand die Fackel der Freiheit brandstiftend loderte. Ein unseliger allgemeiner Wahn hatte tausend Privatleidenschaften entzügelt,

und Freiheit und Gleichheit! war das Losungswort jeder Lasterthat. Was noch kaum durch Gewohnheit und Sitte, durch Religion und Tugend, ein Gegenstand allgemeiner Verehrung war, das wurde jetzt die Zielscheibe des Hohns und wahnsinniger Mißhandlung. Da gab es nichts Ehrwürdiges, nichts Heiliges mehr. Fürsten und Volkslehrer, Verkündiger des Rechts und der Wahrheit, Pfleger des Guten und des Schönen — alles traf der Geifer des Spottes, bespritzte das Blut eines selbstmörderischen Volkes. Frauen und Jungfrauen wurden in ihren Gemächern, und Priester am Altare ihres Gottes geschändet.

„Freiheit und Gleichheit! hört man's schallen,
Der ruhige Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Menschen zu Hyänen

Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr; es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu,
Des Gute räumt den Platz dem Bösen
Und alle Laster walten frei."

Claudine war ein reizendes Weib. Lange schon hatte ihre volle üppige Gestalt die Lüsternheit eines Geschäftsverwandten ihres Mannes erregt, der, in der Hauptstadt eingeweiht, alle Künste der Verführung gegen sie spielen ließ. Aber die ganze Tonleiter der Verführung war erschöpft und von Claudinens Lippen kein erwiedernder Laut zu erzwingen. Die leisesten Anspielungen wurden überhört und vermessene Angriffe mit Würde und Nachdruck zurückgewiesen. Alle Schlingen und Netze waren zerrissen, und die geile Begehr-

lichkeit des Nachstellers entbrannte endlich zu stillem Ingrimm.

Mallot, — so hieß der Wollüstling — spielte seine Rolle als Beschützer der Freiheit mit ungemeinem Erfolge, und setzte sich immer fester in des Volkes Gunst. Seines bisherigen Prunks sich entäußernd, schien er freiwillig herabzusteigen zur Klasse der Armuth, welche er höher hinaufhob, indem er die Schätze der Reichen plünderte und unter jene vertheilte. Seine Gewandtheit wußte sich bald des Zügels der Menge zu bemächtigen, und die Gunst der Obern, deren blindes Werkzeug er war, gab seinen Unternehmungen Ansehn und Nachdruck. Nach einem halben Jahre wurde er zum Volksrepräsentanten gewählt, wodurch er sich auf ein Mal am Ziele seiner Wünsche sah.

Seine Angriffe auf Claudinens Tugend

ließen nach, und er schien sie gänzlich aus dem Gesichtskreise seiner Plane verloren zu haben. Claudine selbst fing an, seine frühere Leidenschaft für eine Temperamentswallung zu halten, welche sich in dem Blutstrome seiner größern Unternehmungen verloren hätte. Sie wurde ruhiger und ertrug seine bisweilige Gegenwart mit immer mehr Fassung. Ja, die Merkmale der Ehrfurcht, welche er jetzt bewies, brachten sie sogar auf den Gedanken, daß ihr entschlossenes Benehmen dem Tyrannen eine unwillkürliche Achtung abgenöthigt habe, welche sie wenigstens vor fernern Versuchen schützen würde. Ach, wie wenig kannte sie die Tücke des Lasters, die Unversöhnlichkeit beleidigter Sinnenliebe.

Der Zeitpunkt war erschienen, wo in Frankreich am Strahlenhimmel der Aufklärung jene Sonnenfinsterniß eintreten sollte,

welche die Nachwelt theils bezweifeln, theils als einen merkwürdigen Beweis ansehn wird, wie weit die menschliche Vernunft sich verirren könne, wenn sie ein Mal von der Bahn der Wahrheit sich entfernt. Der Fanatismus der Religion war dem Fanatismus der Aufklärung gewichen; und das Land, welches einst dem Aberglauben eine blutige Hochzeit gefeiert hatte, feierte jetzt deren hunderte dem Unglauben. Die öffentlichen Lehrer der Religion wurden angehalten, ihren Glauben an Gott und Offenbarung feierlichst abzuschwören, und dasjenige als Irrthum zu bereuen, was sie einst als Wahrheit verkündigt hatten.

Allein wie viele Diener der Kirche auch diesem empörenden Gebote mit feilem Gehorsam fröhnten, so gab es doch manche, welche ihrer Ueberzeugung Freiheit und Leben muthig zum Opfer brachten. Und unter

diese gehörte der Abbé von St. Pierre, erster Geistlicher von Chateau Thierry. Als einen Priester, dessen Beispiel eine Menge Nachahmer finden mußte, hatte man ihn lange auf dem Wege glänzender Verheißungen zur Abtrünnigkeit zu verleiten gesucht; aber vergeblich. Man drohete ihm mit Verhaftung und Schmach; eben so vergeblich. Jetzt wurde die Drohung in Erfüllung gebracht. Er wurde verhaftet, verhört und ihm, als immer gefährlichen Volksverführer, der Tod durch die Guillotine zuerkannt. Dem Urtheile folgte schnell die Vollstreckung. Er wurde aus seinem Gefängnisse abgeholt und zum Richtplatze hingeführt. Jetzt aber bewährte sich die Liebe der Einwohner für einen treuen Seelenhirten. Das Volk lief zusammen; der Befreiungsentschluß flog murmelnd von Mund zu Munde; die geringe Eskorte des Unglücklichen wurde auseinan-

der gesprengt, und der Taumelnde von einer kräftigen Hand aus dem Gewühle nach einem Seitengäßchen gezogen und in Freiheit gesetzt. Diese Hand gehörte dem biedern Jean Micheau, der, von einer Geschäftsreise zurückkehrend, grade über den Marktplatz wegritt, als der Zulauf entstanden war. Kaum hört er, wem dieser gelte, als er abspringt, sein Pferd dem Reitknechte übergiebt, und sich nach dem ehrwürdigen Delinquenten hindrängt, dessen Retter er ward. Allein so rasch diese That auch vollbracht und von dem dichten Gewühle gedeckt wurde, so entging sie dennoch einem Späherauge nicht, welches, ihn längst mit Scheelsucht begleitend, die willkommene Botschaft den zeitigen Gewalthabern überbrachte.

Eines Abends wollte sich der ehrliche Pächter eben mit seinem trauten Weibe und Töchterlein zu Tische begeben, als die Haus-

klingel heftig angezogen wurde. Das aufwartende Mädchen lief hinaus, kam aber noch schneller und geisterbleich zurück. Ihr folgten ein Polizeicommissair mit drei Gensd'armen auf dem Fuße. Mann und Frau entsetzten sich, und die kleine Ottilie flüchtete weinend in den Schooß der halbohnmächtigen Mutter. Der Polizeiofficiant zeigte einen Verhaftsbefehl vor, und ersuchte Micheau, ihm zu folgen. Mit der Strenge dieser Art Befehle bekannt, machte er auch nicht die geringste Schwierigkeit, umarmte Weib und Kind, und folgte den Dienern des furchtbaren Gerichts. Ungeachtet in dem Verhaftsbefehle keine Ursache der Verhaftung angegeben war, leuchtete sie dennoch beiden sogleich ein. Denn oft, wenn Micheau sich der gelungenen Segensthat gegen Claudine gefreut hatte, rief diese ahnend: Gebe der Himmel, daß sie Dir

nicht zum Fluche gereichen möge! Daher wurde sie auch jetzt nicht bis zur Betäubung überrascht, und behielt Besinnung genug, alles, was von baarem Gelde und Kostbarkeiten im Hause war, zusammen zu raffen und es an einen sichern Ort zu bringen. Eine Maaßregel, die um so nöthiger war, da Tages darauf ihr sämmtliches mobiles und immobiles Vermögen in Beschlag genommen und ihr zugleich die Anzeige gemacht wurde, daß ihr Mann bereits nach der Hauptstadt abgeführt worden sey. Auch dies überraschte sie nicht, und sie wunderte sich vielmehr, daß man ihr, als eines angeblich Verdächtigen Gattin, die Freiheit ließ. Sie beschloß, die Gunst des Zufalls, wofür sie jene hielt, so schnell als möglich zu benutzen und ihrem Manne nachzueilen. Sie machte ihre Kostbarkeiten zu Geld, und

war schon am zweiten Tage auf dem Wege zur Hauptstadt.

Hier angekommen, dauerte es lange, bis sie erfahren konnte, in welches der hundert Gefängnisse ihr Gatte abgeliefert worden, und wer seine Richter seyen. Durch Geld und rastlose Bemühung erfuhr sie das Erstere, und flog nach dem Gefängnisse hin. Allein die gebetene Unterredung mit dem Gefangenen wurde mit der Bemerkung abgeschlagen, daß diese nur auf die ausdrückliche Erlaubniß der in Sache der Hochverräther niedergesetzten Specialcommission zu erlangen sey. Sie erkundigte sich nach den Mitgliedern der Commission, und Mallot wurde ihr als Präsident derselben bezeichnet. Ein Schlag durchzuckte ihre Nerven; ihr furchtbares Schicksal stand, vom Blitze beleuchtet, vor ihr da. Aber sie ermannte sich dennoch, und eilte nach Mallots Woh-

nung. Mit anscheinender Befremdung trat ihr dieser entgegen, und erkundigte sich theilnehmend nach der Ursache dieser glücklichen Erscheinung. Außer Fassung sagte sie: — Das Unglück, welches mich hieher führt, ist Ihnen nur gar zu wohl bekannt! Sie haben — — Er aber unterbrach sie mit so lebhaften Versicherungen seiner Unkunde, und spielte den Ueberraschten so natürlich, daß Claudine wirklich dadurch getäuscht wurde und sich neuen Hoffnungen überließ. Nachdem sie ihm den Vorfall mitgetheilt hatte, sagte er: „Madame, ich versichere Sie nochmals auf Ehre, daß mir die Ursache der Verhaftung Ihres Mannes zur Zeit noch unbekannt ist. Ich werde mir aber die betreffenden Actenstücke unverzüglich vorlegen lassen und die zweckmäßigsten Maaßregeln zu seiner Rettung ergreifen. Beruhigen Sie sich inzwischen und beehren

mich morgen um diese Stunde mit Ihrer Gegenwart, um das Nähere zu vernehmen. Um Ihnen aber einstweilen einen Beweis meines guten Willens zu geben, ertheile ich Ihnen hiermit, was ich jedem Andern versagen würde." Es war die erbetene Einlaßkarte. Sie empfing sie mit wirklichem Dankgefühl, und eilte von Hoffnung beflügelt nach dem Kerker ihres Mannes.

Die Scene dieses Wiedersehens war erschütternd und ihr Effekt von dem Tyrannen gar wohl berechnet. An diesem Orte der Schmach und des Entsetzens, in dieser Gesellschaft wirklicher Verbrecher und dem Tode der Gerechtigkeit verfallener Opfer — konnte Claudine ihren Mann nicht lassen, so lange es einen Preis für seine Erlösung gab. Freilich träumte ihr von dem Preise nicht, den Mallots Eigensucht darauf setzen würde. Ihre Unterredung mit ihm hatte

ihr, wenn auch keine höhere, doch andere Meinung von ihm beigebracht. War doch seine Sprache, sein ganzes Benehmen anders! Aus welchen Gründen? Gleichviel! — Der gemeine Emporkömmling muß oft lange den edeln Mann spielen, bis er sich das Recht erwirbt, als Edelmann gemein seyn zu dürfen. Vielleicht war dieses gerade bei Mallot der Fall. Vielleicht war sie seinem jetzigen Range zu gering, um sie anders, als durch eine fürstliche Großmuth zu demüthigen, und ach! wie gern hätte sie seiner Eitelkeit diesen Triumph gegönnt!

Kaum hatte den folgenden Tag die Stunde geschlagen, als Claudine wieder vor dem Vielbedeutenden stand. Er empfing sie mit vornehmer Herablassung und zugleich mit einer Miene ängstlichen Mitleids, welche die Unwirksamkeit seines Bestrebens anzudeuten schien. Dieß ergab sich auch nach

einer langen beklemmenden Pauſe aus ſeinen Worten. „Micheaus Verbrechen, hieß es, ſey nach dem Actenbeweiſe zu groß, und zu offenkundig, um ihn der geſetzlichen Strafe entziehen zu können. Er habe der Gerechtigkeit ein Opfer entriſſen, welches ihrer unverletzbaren Majeſtät fallen mußte. Hierdurch habe er, außer der höchſt ſträflichen Handlung, einen Geiſt der Empörung ausgeſprochen, der nur durch ein blutiges Sühnopfer zu beſchwören ſey.“ — Claudine ſank in die Knie; er ſprang hinzu, und rief ſie durch kühne, von der Ohnmacht begünſtigte, Mittel ins Leben zurück. Die Zunge war ihr gelähmt; er aber fuhr fort: „Sie ſehen ſelbſt ein, Madame, wie entſchieden gerecht die Strafe Ihres Mannes, und wie unmöglich ſeine Rettung iſt.“ — Unmöglich! rief ſie, durch dieſes Wort elektriſirt, — unmöglich, Tyrann! auch Dir

unmöglich? Bei Faſſung bleibend, ſprach er: „Auch mir, dem Verkannten! denn welchen Antheil — geſtehen Sie ſelbſt — hatte ich an Ihres Mannes tollkühner Handlung? Und welchem Kinde wäre die Strafe unbekannt, die auf einer ſolchen Handlung haftet? Jeder Verſuch, ihn dieſer Strafe zu entziehen, hieße an ſeine Stelle treten; und mit welchem Rechte aber könnten Sie mir ein ſolches Opfer zumuthen? — Ein lüſterner Blick auf die Unglückliche erklärte ihr den Sinn dieſer Frage. Entrüſtet ſprach ſie: Ich verſtehe Sie, verſtehe Sie recht gut. Ich hatte den Teufel einen Augenblick verkannt, weil er die Krallen eingezogen hatte; er ſtreckte ſie aus, und ich erkenne ihn wieder. Das Opfer, von dem ſie ſprachen, betrifft nicht Ihr Leben. Dieſes würde Ihre Selbſtſucht Keinem, Keinem, auch nicht Ihrer — Maitreſſe zum

Opfer bringen. Aber auch das Kleinere wollen Sie der nicht darbringen, deren Tugend und Stolz sich gegen dieses Unrecht empört. — Mit dem tiefsten Abscheu verließ sie den Bestürzten.

Aber weit entfernt, seinen Plan durch dieses Mißlingen aufzugeben, beschloß er vielmehr, ihn auf's Aeußerste zu treiben. — Als Claudine einige Stunden später — so vieler bedurfte sie zur Erholung — ihren Gatten besuchen wollte, wurde sie von dem Kerkermeister mit der Nachricht abgewiesen, daß ein geschärfter Befehl jeden Umgang mit den Gefangenen bis nach Entscheidung ihres Prozesses untersage. Thränen, Bitten und bestechliche Anerbietungen wurden standhaft ausgeschlagen, und ihr bei wiederholten Versuchen sogar mit eigner Verhaftung gedroht. — Jetzt war ihr Schicksal entschieden; es lag in der wieder erlangten Kennt-

niß vom Tyrannen ausgesprochen vor ihr da. Ein selbstvernichtender Kampf entstand in ihrer Seele. Liebe, Tugend und Verzweiflung gährten wechselsweise in ihr auf, und gebaren, geheim brütend, ein Ungeheures. Diese Nachtgeburt im Herzen, sah sie ruhig dem Todesurtheile des Gatten entgegen, welches auch in einigen Tagen erfolgte. Dann aber eilte sie in seinen Kerker, drückte den Verzweifelnden mit wahnsinniger Begeisterung an's Herz, und verhieß ihm feierlich seine Befreiung. Wie so, und um welchen Preis? konnte er trotz aller Bitten und Beschwörungen nicht von ihr erfahren. Sie empfahl ihm, sich um Mitternacht zur Flucht bereit zu halten, zu welcher sie selbst ihn abholen würde. Nach diesen Worten und einer thränenden Umarmung verließ sie rasch den Kerker. Micheau aber blieb wie ein Träumender

zurück, nicht wissend, ob er mehr vor ihrem scheinbaren Wahnwitz sich zu fürchten, oder ihrem prophetischen Ton und Blick zu vertrauen habe. Sinnend und träumend überraschte ihn der Abend.

Die Glocke auf der hohen Kathedrale schlug eben elf, als ein Mann in einen blauen Mantel gehüllt, mit scheuen Tritten über den Siegesplatz (Place des Victoires) wegschlich, und den hier und da schimmernden Laternenlichtern sorgfältig auszuweichen schien. Es war Mallot. Eine Einladung Claudinens hatte ihn auf diese Stunde nach ihrer in der Vorstadt belegenen Wohnung beschieden. Zwar bestimmte die Einladung keine Ursache; allein ihr kecker Styl überzeugte ihn, daß sie wenigstens zum Theil gewährenden Inhalts seyn müsse. Sein intriguenerfahrner Geist ahnete sogleich einen schändlichen Triumph über die Ver-

zweiflung einer Gattin — und jauchzte. Jetzt aber auf dem Wege — zum Siege — und hinschreitend über den imposanten Platz dieses Namens — überfiel ihn eine innere Scheu, die seinen weitausholenden Heldenschritt zum furchtsamen Verbrecherstritt verkürzte. — In der bezeichneten Wohnung angelangt, empfing ihn Jeannette, Claudinens treues Kammermädchen. Sie führte ihn eine Treppe hoch in ein Vorzimmer, wies schweigend nach der Thür des innern, und verließ ihn mit einem verwerfenden Blicke. Kaum hatte er den Muth anzupochen, und als kein „Herein!" erfolgte, die Thür zu öffnen. Aber was er jetzt erblickte, war nicht geeignet, seinen Muth zu beleben. Der Saal, in welchen er eintrat, war geräumig, schwarz ausgeschlagen und mit einigen gleichfarbigen Möbeln verziert. Vor einem kleinen Hausaltar, auf welchem zwei

brennende Wachskerzen und ein Kruzifix standen, lag Claudine schwarz gekleidet und betend auf den Knieen. Die Nähe des Bösen schreckte sie auf. Mit Hoheit und Würde trat sie dem Ueberraschten entgegen. „Halten Sie — war ihre Anrede — was Sie hier sehen, nicht für ein Gaukelspiel, welches Ihre Sinne gefangen nehmen soll. Es soll Sie vielmehr von dem irdischsten aller Bande befreien und Ihrem Geiste, wo möglich, die verlorne Schwungkraft wiedergeben. Ehrsucht und Sinnlichkeit haben Sie dem Heiligen entfremdet, aber Ihr Gewissen sträubt sich gegen den Hohn, womit Ihr Mund es befleckt. Auf diese Voraussetzung ist mein Versuch — mein letzter auf Sie — gegründet. Hier im Angesichte des Allheiligen entsagen Sie einer kleinlichen Rache, einer niedrigen Begierde, und geben einer armen Wittwe ihren Gatten,

einer Waiſe ihren Vater zurück. Sie beſitzen in dieſem Augenblicke die Macht eines Gottes; empfinden Sie die Wolluſt ſeiner Barmherzigkeit.“ — Sie ſank vor ihm auf die Knie; er hob ſie erſchüttert auf — „Sollte ich mich aber — fuhr ſie fort — dennoch in Ihnen geirrt haben; könnten Sie lieber ein Teufel, als ein Gott ſeyn wollen: dann verkaufen Sie mir das Leben meines Mannes, und ſchänden den Altar, der Sie ehren wollte.“ — Aber der Silberblick der Erleuchtung war in Mallots Seele verſchwunden. Nur für grob ſinnliche Eindrücke empfänglich, kannte er das Hohe und Edle nur von der Bühne her, und war gewohnt, es als eine angenehme Illuſion an ſich vorüberziehen zu laſſen. Der Auftritt mit Claudine erſchien ihm wie die Scene einer Feenoper, und ſie ſelbſt als ihre lockende Prieſterin. Die ungewohnte

feierliche Umgebung machte sie ihm nach der ersten Ueberraschung nur reizender, und sein Auge irrte lüstern auf der halb heiligen, halb üppigen Gestalt. Wir verschonen unsere Leser billig mit Mallots in diesem Sinne ausgesprochenen Worten und seinen noch kühnern Versuchen. Claudine überzeugte sich von der Unumgänglichkeit ihres Opfers, und sprach im Geiste der Hingebung und Entrüstung: „Sie haben Ihren Zweck erreicht, und stehen Ihrem Ziele nahe. Damit aber nicht ich, die schändlich Gefallene, auch die schändlich Betrogene werde, so stellen Sie, bevor Sie Ihr Opfer würgen, einen Entlassungsbefehl für meinen Mann aus.“ Dies geschah, und der Genius sittlicher Mysterien wendete sein Antlitz von der empörendsten Schandthat. —

Es war um die erste Stunde nach Mitternacht, als Micheau's Kerkerthür auf-

ging und ſein Weib, auf den Arm des Kerkermeiſters geſtützt, hereinwankte. Als dieſer ſich zurückgezogen hatte, rief ſie: Du biſt frei! Aber eile weg von hier, und rette Dich und Dein Kind! — „Retten!“ ſprach er verwundert; „retten — da wir frei ſind? Und warum nur mich und unſer Kind? Haſt du weniger zu befürchten?“ — Ich — erwiederte ſie — habe in dieſer Welt nichts mehr zu fürchten; vielleicht in einer andern. Doch ſo unbarmherzig wird der nicht ſeyn, der mich ... Ihre Stimme vorlor ſich, wie es ſchien, in einem ſchweren Gedanken. Micheau von dieſer dunkeln und abgebrochenen Antwort befremdet, zog ſie — die bis jetzt ſich in dem Schatten eines Pfeilers zurückgezogen hielt — ans Licht, und fuhr entſetzt vor ihrem Anblick zurück. Ihr Geſicht war entſtellt, ihr Auge erloſchen und ihre ſtolze Haltung ein ohn-

mächtiges Schwanken. — „Weib, rief er, was iſt aus Dir geworden? Du ſprichſt und ſiehſt aus wie eine Sterbende; haſt mich befreit, wie eine Heldin, und redeſt von Rettung, wie eine Feige. Und dann Claudine — warum umarmſt Du nicht Deinen dankbaren Gatten?" — Er trat auf ſie zu; ſie wich einen Schritt zurück, und ſah ihn mit ſcheuen Blicken an. Dann aber ſtürzte ſie, unter einem Strom hervorbrechender Thränen, auf ihn zu, und ſchloß ihn mit den Worten in die Arme: Ja, ich darf Dich umarmen! Denn ich bin, wenn auch nicht mehr Deine treue Gattin, doch Deine treue Geliebte; und dieſe hat gewonnen, was jene verloren hat. Rein darf ich meine Augen vor Gott — Dir und mir aufſchlagen; nur vor der Welt nicht — und dieſe habe ich nicht mehr zu ſcheuen. — „Verſteh ich Dich recht? fragte Micheau

bebend; mit welcher Unthat haſt Du meine Freiheit erkauft?" — Unthat! rief ſie mit einer heftigen Aufwallung zurückweichend. Doch bald wieder gefaßt, ſprach ſie, in beinahe demüthigem Tone: Micheau! verdamme nicht Deine Claudine! Jeder Vorwurf, den Du ihr machteſt, würde einſt eine Zentnerlaſt an Deine Reue heften. Hier aber iſt weder Zeit noch Ort der Erklärung. Unten vor dem Thore erwartet Dich ein Wagen mit unſerer Ottilie und ihrer Wärterin. Eile mit ihnen nach Chateau Thierry, packe unſere Habſeligkeiten zuſammen, und halte Dich zum Abzuge bereit. Wohin? wird Gott Dir durch die Stimme Deiner Claudine offenbaren. Ich muß noch 24 Stunden hier bleiben, um eine Schuld, die ich Deinetwegen gemacht habe, abzutragen. Dann aber eil' ich auf Liebesſchwingen Dir nach. — Dieſe Worte Claudinens waren

nicht geeignet, den Gatten zu beruhigen; desto mehr aber war es ihr Gesicht, das sich allmählig zum Madonnenantlitze verklärte. Auch ihr Ton war kräftig und siegend, wie einer Gottgesandten; ihm konnte Micheau nicht widerstehen. Ueberdieß trat jetzt der Kerkermeister ein, und ermahnte an den Aufbruch. Von ihm gefolgt, verließen beide den Kerker, und gingen nach dem Wagen. Hier umarmte Micheau nochmals sein Weib, stieg ein — die Lippen Ottilie's verschlangen seine Thränen.

Unter den widersprechend drückendsten Gefühlen kam Micheau in Chateau Thierry an, und traf sofort Anstalten, welche Claudine ihm empfohlen hatte. Am dritten Tage darauf folgte Jeannette mit den in der Hauptstadt zurückgelassenen Effekten, und händigte ihm einen Brief ihrer Gebieterin ein. Er erbrach ihn zitternd, und las:

Mein geliebter Freund,

In dem Augenblicke, da Du dieſes Schreiben erhältſt, habe ich die Schuld, die ich Deinetwegen hier gemacht habe, bereits abgetragen, und mein beſſeres Ich eilt auf Schwingen der Liebe Dir nach. Ja, Micheau, Du haſt richtig geahnet. Dein Weib iſt Dir ungetreu worden; doch untreu nur, nicht entehrt. Meine wenigen unſeligen Körperreize hatten den Unhold Mallot entflammt. Er riß Dich in's Verderben, um Dich auf meine Koſten der Tugend daraus zu entlaſſen. Er hat ſeinen Zweck erreicht, und wird den Lohn dafür vor einem höhern Tribunale, als das ſeinige, erhalten. Was ich that, habe ich mit reinem, unbefleckten, Gott und Dir ergebenen Sinne gethan. Ich habe einer Waiſe ihren Vater und dem Vaterlande einen treuen Bürger erhalten, mich ſelbſt geopfert. Vor Gott und

mir, und — mein Herz ſagt mir's — auch vor Dir ſtehe ich gereinigt da. Nicht ſo vor den Augen der Welt. Der Räuber meiner Tugend wird mit ſeiner Beute prahlen, und jene hätte ein Recht, die Gründe meiner Handlung zu bezweifeln. Soll mit der Wahrheit der Schein und in beiden die Unverletzbarkeit der Pflicht gerettet werden: ſo muß ich dem größern Opfer das kleinere, muß meiner Ehre das Leben nachſchicken. Und dieſes wird geſchehen, ſobald ich meine Beichte in die Hände des Prieſters niedergelegt und die Gnadenmittel unſerer Kirche werde empfangen haben. Dann tret' ich, mit Gott und der Menſchheit verſöhnt, vor den Thron des Mittlers, der auch dieſen Schritt vor ſeinem und meinem Vater vertreten wird. — Dir, mein geliebter Freund, ſage ich hiermit ein Lebewohl, wie es die Liebende dem Geliebten

wol ſagen darf. Glaubſt Du, wie ich, an Gott und ſeine Barmherzigkeit, dann wirſt Du unſere Trennung keine ewige nennen. Hier konnteſt Du mit Ehren nicht mehr mit mir leben; dort wirſt Du es können. Sey alſo ſtandhaft, und ertrage muthig, was nicht zu ändern war. — Suche auch nicht, Dich an Mallot zu rächen. Vergieb ihm, wie ich ihm vergebe, und wie unſer Heiland vergeben hat denen, ſo Schuld waren an ſeinem Tode. Schenke die Liebe und Sorgfalt, welche Du mir bisher gewidmet haſt, unſerer Ottilie, und lehre ſie, den Pfad der Tugend wandeln. Der Himmel verleihe ihr ein ſo glückliches Leben, wie das meinige bei Dir war; doch nie erfahre ſie, wie ihre Mutter geendet habe. Verlaſſe, ſo ſchnell Du kannſt, Chateau Thierry, und ziehe nach D — e zu unſrer Verwandten B: — Sie wird Dich mit Liebe

aufnehmen und unſerer Ottilie Mutter ſeyn. Dort warte ruhigere Zeiten ab, deren Morgenröthe ich im Geiſte ſchon anbrechen ſehe. Dann — wenn die unglücklichen Verirrten zur Pflicht und Religion zurückgekehrt ſeyn werden — dann ſtelle Dich wieder dem Vaterlande, und tritt in die Reihen ſeiner Verfechter. Bis dahin aber lebe ſtill und verborgen, damit die Ruchloſigkeit Dich nicht zum zweiten Male ereile und meiner Ottilie auch den Vater raube. Ich empfehle Dich und ſie dem Schutze Gottes und des Heilandes, und bin bis in den Tod

Deine Dich zärtlich liebende
Claudine.

Micheau war nach Durchleſung dieſes Briefes nicht ſo außer ſich, wie mancher unſerer Leſer glauben dürfte. Sein durch Angſt und Entſetzen abgeſtumpfter Sinn

vermochte weder die Tiefe ſeines Elends zu durchdringen, noch deſſen Umfang zu überſchauen. Sein erſter und einziger Gedanke war die etwanige Möglichkeit einer Rettung; und, ohne der perſönlichen Gefahr zu achten, jagt er mit Courierpferden nach der Hauptſtadt. Aber er kam zu ſpät! das Gräßliche war ſchon vollbracht. Man hatte Claudinen den Tag vorher in jenem früher erwähnten Saale, am Fuße des Altares, todt gefunden. Sie war nach dem ärztlichen Ausſpruche an Gift verſtorben, und — wahrſcheinlich auf Mallots Veranſtaltung — geräuſchlos, aber ehrlich beerdigt worden. Micheau eilte nach ihrem Grabe, und ſeine Thränen floſſen auf den friſchen Hügel. Gern hätt' er ihrem Schatten in Mallot ein blutiges Sühnopfer gebracht, wenn ihr letzter Wille ihm nicht Frieden und Mäßigung zur Pflicht gemacht hätte. Dieſe ehrend,

reis'te er nach Chateau Thierry zurück, von wo er nach wenigen Tagen, ohne von Jemand Abschied zu nehmen, mit den Seinigen nach D—e aufbrach. Seine Verwandte, die Wittwe B—: empfing ihn mit Herzlichkeit, und theilte seinen Schmerz um Claudinens Verlust, dessen Art und Veranlassung ihr jedoch nicht bekannt wurde. Bald nach seiner Ankunft trat er einen ansehnlichen Güterpacht an, und wirkte hier, wie ehemals in Chateau Thierry, wohlthätig im Stillen. An Ottilien hing seine ganze Seele, und schwerlich würde er das Geschäft ihrer Erziehung mit der B —: getheilt haben, wenn nicht seine öftere Abwesenheit eine mütterliche Aufseherin nothwendig gemacht hätte. In einer solchen Abwesenheit erfolgte die, im Eingange dieser Erzählung mitgetheilte, Ankunft Oliviers, zu welchem wir jetzt uns zurück wenden.

Ueber Oliviers Abkunft ſchwebte ein geheimnißvolles Dunkel. Er war zugleich mit Jeannetten — Claudinens Kammermädchen und ſeiner angeblichen Muhme — in Micheaus Haus eingetreten, und damals fünf Jahre älter, als die zweijährige Ottilie. Zu delikat, um in Jeannetten, welche die gültigſten Zeugniſſe bei ſich führte, wegen ihrer frühern Verhältniſſe einzudringen, behandelte man ſie und den Knaben, als ein Paar Unglückliche, deren geheimnißvolles Schickſal ſie nur um ſo intereſſanter machte. Olivier genoß mit Ottilien eine gleiche Erziehung, und theilte mit ihr jene harmloſen Freuden der Kindheit, von welchen Göthe ſo wahr und rührend ſingt:

Jenes ſüße Gedränge der leichteſten irdiſchen Tage,
Ach! wer ſchätzt ihn genug dieſen verweilenden Werth!

Klein erſcheint es nun, doch ach! nicht klein-
lich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunſt, jegliches
Kleine doch groß.

Der uns vorgezeichnete raſche Gang der Erzählung verſtattet keine Schilderung dieſer ſchönen Zeit, in Beziehung auf Olivier und Ottilie; aber ſie legte in Beide den Keim einer Neigung, der — unſcheinbar, wie der Punkt im Ei — ein reiches Leben in ſich verſchloß. — Schade, daß ſie von ſo kurzer Dauer war. In ſeinem zwölften Jahre wurde Olivier zu einem Kaufmanne in der Hauptſtadt gethan, um dort die Handlung zu erlernen. Die Trennung der beiden Kinder war wirklich ſchmerzlich, und nie erloſch des Einen Bild im Herzen des Andern.

Ein Jahr nachher — im achten Ottiliens — fiel Micheaus Verhaftung vor,

und Jeannette, die ſich eben ſo ſchmerzlich von dem Knaben getrennt hatte, dankte jetzt dem Himmel, daß er ihren Liebling dem Jammerhauſe zeitig genug entzogen hatte. Aber als ſie mit ihrer Gebieterin in der Hauptſtadt angelangt, den erſten freien Augenblick benutzte, um ſich perſönlich von des Knaben Wohl zu überzeugen — ach! da war der Knabe ſammt ſeinem Handelsherrn verſchwunden. Wir übergehen die, in den Stürmen jener Zeit begründeten Motive, welche dieſen wenige Tage vorher zur Flucht gedrängt hatten. Jeannette ſank bei der Nachricht zu Boden, und es bedurfte kräftiger Mittel, ſie ins Leben zurückzurufen. Ihr Schmerz war grenzenlos. Allein der Anblick ihrer noch tiefer gebeugten Gebieterin und die Hoffnung, daß der Zeitwechſel ihr ſeinen Raub früher oder ſpäter zurückbringen würde, verſchaffte ihr nach

und nach ihre Fassung wieder, und sie lebte mit Ergebung dem Dienste ihrer geliebten Gebieterin. Als aber Micheau, nach dem Tode seiner unglücklichen Gattin, Chateau Thierry verließ, und nach D — e zog, konnte sie sich nicht entschließen, die Reise mit zu machen. Sie wandte sich, so schwer ihr die Trennung von Micheau's fiel, nach der Hauptstadt, und ging in demselben Hause in Dienste, wo Olivier's Herr gewohnt hatte. Hier hoffte sie der Entdeckungsquelle des Verlornen am nächsten zu seyn, und harrte von Tage zu Tage seiner Erscheinung. Aber ach! sie harrte vergebens. Wochen, Monde und Jahre verstrichen, ohne daß ihr eine Kunde von dem Ersehnten zukam. Das waren Tage des Kummers und des Trübsals, nur Demjenigen fühlbar, dessen Herz selbst in vergeblicher Sehnsucht sich verzehrte. Ihr Leben erlosch allmählich mit

ihrer Hoffnung, und der Todesengel küßte von ihren sterbenden Lippen den Namen: — Olivier.

Micheau mochte etwa acht Jahre in D — e gewohnt haben, als eines Tages ein Brief nebst einem Paket mit der Post an ihn einlief. Da sein jetziger Aufenthaltsort, so viel er wußte, Niemanden in der Entfernung bekannt war, so war er bei dem Anblicke seiner Adresse höchst überrascht. Er erbrach Brief und Paket, verschloß sich damit auf sein Zimmer, und Niemand erfuhr, woher sie gekommen, und welches Inhalts sie wären.

Ein Jahr nach diesem Vorfalle geschah Olivier's Ankunft. Die Jugendgespielen hatten sich, wie wir wissen, bald erkannt, und erwarteten nun mit Ungeduld des Vaters Rückkunft. Aber statt seiner lief ein Briefchen an Ottilien ein, worin Micheau

seine Tochter von seinem Ausbleiben für die folgende Nacht in Kenntniß setzte. Diese Nachricht war Beiden höchst unangenehm, und Ottilie schickte zu ihrer Verwandten B — und ließ sich ihre Anwesenheit bis zu des Vaters Rückkehr ausbitten. Sie erschien, und Olivier wurde ihr als Halbbruder Ottiliens vorgestellt. Ihre Gegenwart hinderte auch keinesweges die rasche Entwickelung der Jugendliebe in den Herzen beider Gespielen. Sie knüpften gleichfalls den Faden ihrer Vertraulichkeit da wieder an, wo er unterbrochen worden; und von der Unschuld jener Erinnerung begünstigt, stellten die Verhältnisse sich leicht und fröhlich wieder her. Olivier mußte erzählen, was er aber nicht ganz zur Befriedigung von Ottiliens Neugier vermochte. Er war einst von seinem Herrn aufgeweckt und angewiesen worden, die Kasse nebst andern Kost-

barkeiten ſo ſchleunig als möglich einzupacken und ſich zur Abreiſe anzuſchicken. Ein paar Stunden darauf ſtand eine Extrapoſt vor der Thür, ſein Herr nahm von Weib und Kind einen ſchmerzlichen Abſchied, und ſtieg mit ihm in den Wagen. Schweigend ſaßen Beide neben einander, ohne daß jener ein Wort über den Beweggrund oder das Ziel ſeiner Reiſe verlor. Als ſie aber die Gränze paſſiren wollten, wurden ſie angehalten, ſcharf examinirt und nach der nächſten Provinzialſtadt zurückgeführt. Hier wurden Beide in verſchiedene Gefängniſſe gebracht und jeder einzeln verhört. Bald darauf wurde Olivier unter ein Regiment Linientruppen geſteckt, ohne daß er von dem fernern Schickſale ſeines Herrn etwas erfahren konnte. Seitdem machte er mehrere Feldzüge in Deutſchland mit, hielt ſich tapfer, und erwarb ſich durch eine kühne

Heldenthat Kreuz und Ehrendegen. Zugleich wurde er als Capitain unter die damalige Kaisergarde versetzt, und war mit derselben vor sechs Monaten in die Hauptstadt eingezogen. Hier erfuhr er von seinem ehemaligen Herrn nur so viel, daß dieser nach zweijähriger Abwesenheit zurückgekehrt und mit seiner Familie und den wenigen Trümmern seines Vermögens, man wußte nicht wohin, abgezogen sey. Von Jeannetten erfuhr er nichts, und glaubte sie noch immer in Micheau's Hause. Jetzt wurde sein Regiment nach den mittäglichen Provinzen Frankreichs abgeschickt, und auf diesem Marsche war es, wo er unbewußt und unbekannt in Micheau's Haus eintrat. Ottilie fühlte sich nach der Erkennungs-Scene in dem blühend schönen und so ehtenvoll ausgezeichneten Jugendfreunde geschmeichelt, und hätte ihn außer der B—

noch gern der ganzen Welt vorgestellt. Er aber freute sich der holdseligen Anmuth der Jungfrau, die „herrlich in der Jugend Prangen, wie ein Gebild aus Himmelshöhn, mit züchtigen verschämten Wangen" — vor ihm stand. Kaum konnte er sich auf Augenblicke von ihrem Anschauen trennen. Ein blühendes Reich der Hoffnung und der Ahnung lag aufgeschlossen vor ihm da. Sein Mund neigte sich auf die Lilienhand herab, und seine Blicke fanden liebend die ihrigen. Dieser Abend wäre der schönste seines Lebens gewesen, hätte nicht die Nachricht von Claudinens Tode und dem Ottilien selbst noch unbekannten Schicksale Jeanettens einen Wermuthstropfen in den Freudenbecher geträufelt. Aber selbst der Schmerz dient der seligen Liebe zur reizenden Folie, und ihre Myrte winkt bedeutsamer im Schatten der Cypresse. Die trauernde Er-

innerung war bald überwunden, und erſt der ſpäte Abend trennte die Beglückten.

Schon zogen die ſchüchternen Wünſche der Liebenden in den kecken Traumbildern ihrer Seele vorüber, als unten im Hauſe ein heftiges Geräuſch entſtand und Ottilien weckte. Sie rief Marien zu, und befahl ihr nachzuſehen; und dieſe, welche mit ihrer Gebieterin der Meinung war, es ſey durch Zufall ein Stück Möbel umgefallen, eilte hinab. Sie ſah zuerſt in der Wohnſtube nach, und fand alles an ſeinem Platze; eben ſo in der Küche. Als ſie ſich aber dem nach hinten gelegenen Zimmer ihres Herrn näherte, hörte ſie darin ein Geräuſch, wie von Menſchentritten, und dazwiſchen ein leiſes Hämmern. Beſtürzt eilte ſie zurück, und ſtattete Ottilen von dem Gehörten Bericht ab. Schnell wurden jetzt Olivier, die Soldaten und die B — geweckt und

von dem Vorfalle unterrichtet. Ersterer nahm seine Pistolen, befahl den Andern Stille, und schlich leise die Treppe hinunter. Rasch öffnete er das von außen nicht verschlossene Zimmer Micheau's, und erblickte einen Mann, der mit dem Rücken gegen die Thür vor Micheau's geöffnetem Pulte stand, und in Papieren wühlte. Auf das Geräusch des Eintretenden drehte der Ungebetene sich um, und zeigte statt des Gesichts eine Maske. Was suchst Du hier? donnerte ihn Olivier an. Statt einer Antwort zog jener eine Pistole, und hielt sie dem Eintretenden entgegen. Dieser, welcher Blut schonen wollte, unterlief jenen, und stürzte ihn zu Boden. Seine Pistole ging aber dennoch los und die Kugel dem Fallenden durch die Brust. Jetzt stürzten die Soldaten und hinter ihnen die Frauen herein, und blieben erschreckt vor dem An-

blicke stehen. Olivier hatte die Halsbinde abgerissen, und war schon mit dem Verbande des Unglücklichen beschäftigt, unter welchem ein Blutstrom hervorquoll. Die B — sandte Marien schnell an den Maire ab, um diesem Auftritte einen obrigkeitlichen Zeugen zu verschaffen. Ottilie selbst lief nach dem Wundarzte des Orts, um seine chirurgische Hülfe in Anspruch zu nehmen, und die Soldaten faßten den Verwundeten und trugen ihn nach einem von der B — angewiesenen Zimmer. Hier auf ein Bett niedergelegt, wollte man ihm die Maske abnehmen; allein er wehrte sich wie ein Verzweifelnder dagegen. Olivier, welcher das Losgehen des Verbandes besorgte, gebot Einhalt, und wollte die Ankunft des Maire's abwarten. Aber die zurückkehrende Marie hatte diesen nicht zu Hause getroffen, und keiner seiner Leute wußte, wo ihr Herr

geblieben ſey. Statt ſeiner kam der Adjunkt, und mit ihm zugleich Ottilie und der Wundarzt. Sowol jener, als dieſer beſtanden darauf, es müßte dem Verwundeten die Maske ſogleich abgenommen werden. Beide, nebſt den Soldaten, hielten ihn unbeweglich feſt, und Olivier trennte die Maske ab. Marie hielt das Licht über ihn hin, und Allen, außer Olivier und den Soldaten, entfuhr ein Schrei des Entſetzens. Es war der Maire ſelbſt, den ſie vor ſich ſahen.

Eine lange, ſtarre Pauſe, während welcher der Gefeſſelte ſein ſchaamglühendes Geſicht der Wand zukehrte. Olivier, der nicht begriff, was für ein Zauber die Uebrigen lähmte, fragte Ottilien, ob ſie den Verbrecher kenne? Ach Gott! liſpelte dieſe leiſe, es iſt Herr Grenier, unſer Maire! „Nun, rief Olivier: das heiß ich mir eine wachſame Obrigkeit haben!“ — Die Sol-

daten brachen in ein rohes Gelächter aus, welches die Umstehenden wieder zu sich selbst brachte. Der Adjunkt, der mit dem Maire auf keinem freundschaftlichen Fuße stand, gewann zuerst die Sprache wieder. „Meine Herren und Damen — begann er mit einer Miene, worin die Hoffnung auf den Maires-Charakter sich deutlich abspiegelte — dieser Vorfall ist bedenklich, höchst bedenklich. Es thue daher der Herr Chirurgus unverzüglich seine Schuldigkeit, damit ich die meinige thun könne.“ Jener zog auch sogleich sein Bindezeug hervor, untersuchte die Wunde, die er äußerst gefährlich fand, und legte einen neuen Verband an. Zugleich befahl er, den Verwundeten bis zum nächsten Morgen durchaus ungestört zu lassen. Alle, außer ihm, verließen hierauf das Zimmer, und die Soldaten bezogen vor der Thür ihren Posten. Ottilie ersuchte den Adjunkt

um Verschweigung des Vorgefallenen, bis zu ihres Vaters Ankunft, was jener auch, wegen seines pekuniären Verhältnisses zu Micheau, angelobte und hielt.

Ottilie sendete an ihren Vater einen Boten ab, und ging dann mit Olivier und der B — in Micheau's Zimmer zurück. Olivier'n fiel des Maires diamantenbesetzte Pistole auf. Er untersuchte sie, und fand sie ungeladen. — Diese Entdeckung und die dadurch verstärkte Ueberzeugung, daß es dem Maire um keinen Geld-Diebstahl zu thun seyn mochte, vermehrte bei dem Triumvirate das Befremden. Man untersuchte den Inhalt des gesprengten Pultes, um dadurch vielleicht einiges Licht in der Sache zu gewinnen. Das erste, was ihnen in die Augen fiel, war ein großes vielfach versiegeltes Packet, mit der Aufschrift: Testament der Jeannette Gilbert. Ottilie that bei diesem

Anblicke einen lauten Schrei, und Olivier fing an heftig zu zittern. Jetzt erst fiel es der B — ein, wie unschicklich es war, Micheau's Geheimnisse Preis zu geben. Sie machte die Liebenden hierauf aufmerksam; und die Bestürzten setzten ihrer Bitte, das Zimmer zu verlassen, keinen Widerstand entgegen.

Gegen acht Uhr des Morgens kam Micheau zurück. Er erfuhr von Ottilien Olivier's Ankunft, des Maire's Diebsversuch, und den Fund von Jeannettens Testament so auf ein Mal, daß er sämmtliche Nachrichten nicht eher begriff, bis ihm die Gegenstände selbst unter die Augen kamen. Der erste war Olivier, dem er freudig überraschte die Hand, der zweite und dritte waren der Maire und das Testament, über welche er bedenklich das Haupt schüttelte. Olivier und Ottilie drangen in ihn wegen Jeannet-

tens Schickſal; er aber verwies ſie zur Geduld, bis er mit dem Maire unter vier Augen geſprochen haben würde. Dieß konnte jedoch vor Nachmittag nicht geſchehen; da ſich bei letztern ein heftiges Wundfieber eingeſtellt hatte, welches ihm jede Anſtrengung unterſagte. In der Zwiſchenzeit ordnete Micheau in Gedanken die vorgefallenen Begebenheiten, und ſein Weſen gewann dabei eine ernſtliche Feierlichkeit, welche die Uebrigen immer mehr auf die Entwickelung ſpannte. Auch der Adjunkt wurde gerufen und mit ſeinem Verfahren auf die bevorſtehende Unterredung verwieſen. Um vier Uhr Nachmittags wurde Micheau zu dem Kranken gerufen, mit welchem er anderthalb Stunden allein blieb. Dann rief er Olivier und Ottilien, welche den Maire äußerſt erſchöpft und Vater Micheau heftig angegriffen fanden. Der letztere faßte Beide

bei der Hand, und führte sie zu des ersteren Lager. „Kniet hier nieder, sprach er bewegt; denn es ist das Sterbebette eines schwer geprüften Mannes, der eine jugendliche Verirrung durch ein reuevolles Leben büßte. Seine letzte Handlung war sträflich; aber sie führt zu erfreulichen Resultaten. Sie kostet dem Verletzer des Eigenthums das Leben; aber sie giebt auf Augenblicke einem Vater den Sohn, und einem Sohne den Vater wieder. So sehen wir in einer einzigen Handlung die strafende und lohnende Vorsehung vereinigt, und beten ihr Walten im Staube an.“ Eine andachtsvolle Pause, in welcher der Kranke sich im Bette aufzurichten suchte, und die Knieenden erwartungsvoll aufblickten. „Ja Olivier — fuhr Micheau fort — der Sterbende ist Dein Vater. Er spricht durch meinen Mund den Segen über Dich, seinen Sohn, und über

Ottilie, von nun an seine Tochter, aus." — Der Kranke machte eine Bewegung gegen die Knieenden, welche freudig und schmerzlich erschüttert, so dicht als möglich an sein Lager rückten. Er streckte die Hände segnend über sie hin, und winkte ihnen dann aufzustehen. Sie erhoben sich, schlangen ihre Arme um seinen Nacken, und auf diesem Kranze kindlicher Liebe entschlief der büßende Vater.

Herr von Orfeuil — dieß ist der wahre Name des Verstorbenen — war der jüngste Sohn und Stammhalter einer altfranzösischen Familie dieses Namens. In seinem 16ten Jahre wurde er nach N* .. auf die Militair-Schule geschickt; und stand in dieser Stadt mit den angesehnsten Häusern in Verbindung. In einem derselben lernte er das Kammermädchen einer Gräfin von F: — kennen, die Tochter des verstorbe-

nen Landgeiſtlichen Gilbert, welche ihre Gebieterin an Schönheit und Bildung bei weitem übertraf. Viele der vornehmen Herren umſchwärmten die Gräfin, um — Jeannettens Reizen zu huldigen; aber auf keinen machten ſie einen tiefern und bleibendern Eindruck als auf den jungen d'Orſeuil. Wenn jene, an leichte Beute gewöhnt, die ſchwere Eroberung eines Kammermädchens bald von der Hand ſchlugen, ſo fühlte dieſer durch den ernſtlichen Widerſtand ſich nur deſto ernſtlicher angezogen. Er bot alles auf, ſie ſeinen Wünſchen geneigt zu machen, und ſie ſchien ſich, gleich Anfangs, nur mit Mühe ſeinen Liebkoſungen zu entziehen. In der That auch war ihr Widerſtreben keine ſchlau berechnende Koketterie; ſondern der ſchwere Kampf zwiſchen Neigung und Pflicht. D'Orſeuil ſtand in ihrem Herzen höher als jeder Andere, und mit Recht.

Denn außer ſeinen körperlichen und geiſtigen Vorzügen war er von einem ſanft einſchmeichelnden Weſen, und einer ſeiner Nation und Jugend ſeltenen Feſtigkeit. Sie war ihm daher aus ganzer Seele gut; und hatte Urſache, auch an die Aechtheit ſeiner Neigung zu glauben. Aber ihre Grundſätze verboten ihr, ein Verhältniß mit einem Jünglinge einzugehen, der auf eine rechtmäßige Weiſe nie der Ihrige werden konnte. Sie kannte die damals noch herrſchend geweſenen Vorurtheile des franzöſiſchen Adels; und mußte bei einer Verbindung mit dem Geliebten auf eine oder die andere Art das Opfer derſelben werden. Noch mehr aber fürchtete ſie einen ſolchen Schritt für jenen, auf deſſen Koſten ſie keinen Himmel hätte erwerben mögen. Dieß wußte d'Orfeuil, und ſeine Neigung für die Geliebte wuchs dadurch zur zärtlichſten

Bewunderung. Er gestand ihr diese, und das Gefühl einer verdienten Huldigung erwarb ihm mehr, als ihm alle Schmeicheleien und Geschenke hätten erringen können. Sie gestand ihm ihre Neigung zugleich mit ihrem aus den Umständen entspringenden Vorsatze. Die öftern Besuche der Gräfin begünstigten das Zusammenseyn der Liebenden, deren gegenseitiges Betragen in solchen Momenten sie mit gegenseitiger Achtung erfüllte. Sie verhehlten sich eben so wenig ihre Liebe, als die Gefahr, sich derselben hinzugeben, und — gaben sich ihr dennoch hin. — D'Orfeuil hatte nur noch eine alte Mutter, welche er nicht durch eine Mißheirath kränken wollte. Sobald diese zur ewigen Seligkeit eingegangen seyn würde, sollte für jedes andere Opfer seine zeitliche beginnen. Dieser Entschluß gab dem Verhältnisse der Liebenden den heiligen Cha-

rakter einer ſtillen Verlobung, und wiegte ſie dadurch in immer größere Sicherheit. Aber die alte Mutter lebte zu lange, und die Geduld der Verlobten war zu kurz; es geſchah, was Beide nicht gewollt hatten. — Reue und Leid, die gewöhnlichen Begleiter ſolcher Uebereilungen, folgten auf dem Fuße; und bald darauf ſchloß ſich die Verzweiflung an ſie an. Jeannette fühlte die Folgen der zärtlichen Hingebung und drang nun auf das, was ſie früherhin verworfen hatte; er ſollte ihre Ehre durch ſeine Hand retten. Dies war aber unter den damaligen Umſtänden eine reine Unmöglichkeit. D'Orfeuil war noch nicht mündig, und hätte bei der Einbuße der mütterlichen und verwandtſchaftlichen Gunſt mit ſeiner jungen Frau betteln müſſen. Gern hätte die, von der Verzweiflung Getriebene, ſich in dieſes Loos gefügt; er aber ſuchte zu temporiſiren,

und that ihr einſtweilige Vorſchläge, welche ſie — den einzigen Geſichtspunkt der Ehrenrettung im Auge — nicht annehmen wollte. Hierüber kam es zwiſchen beiden zu Zwiſtigkeiten, und endlich zum Bruch. Da glaubte er von der Sehnſucht zu gewinnen, was die Liebe nicht vermochte; und nahm unter dem Vorwande der Unpäßlichkeit von der Militairſchule einen vierwöchentlichen Urlaub. Von Jeannetten nahm er keinen Abſchied, und glaubte hierdurch ihren Starrſinn zu beugen; aber ſtatt ſich zu beugen, brach er. Denn kaum erfuhr dieſe ſeine Entfernung, als ſie M... gleichfalls verließ, und ſich nach N... begab, wo eine mütterliche Verwandte ſich ihrer annahm. Der Gräfin hatte ſie ein Schreiben zurückgelaſſen, worin ſie ihres plötzlichen Austritts wegen um Verzeihung bat; jedoch den Aufſchluß darüber als ein

dem Intereſſe der Gräfin durchaus fremdes Geheimniß ſich vorbehielt. Ihre Niederkunft ging ſtill und glücklich vor ſich, und im Lächeln des Knaben Olivier vergaß ſie der Treuloſigkeit des Vaters. Als aber im 7ten Jahre des Knaben die Verwandte ſtarb, ſah ſie ſich genöthigt, auf's Neue in fremde Dienſte zu treten. Micheau's Haus in Chateau Thierry wurde ihr von einem Bekannten empfohlen und ſie von dieſem mit Zeugniſſen und Empfehlungen dahin verſehen. Ihre Ankunft und ihr Aufenthalt daſelbſt iſt uns bekannt; wir wenden uns zu dem Briefe und Packet, welche Micheau in D — e von ihr erhielt. Beide waren kurz vor ihrem Tode, und im Vorgefühle deſſelben geſchrieben. Sie entdeckte im Briefe Olivier's Abkunft, und beſchwor Micheau, ſich mit Behutſamkeit um die Entdeckung von Vater und Sohn

zu bemühen. Dem erſten ſollte er im Entdeckungsfalle das Teſtament, und dem zweiten eine beigeſchloſſene Anweiſung einhändigen, ohne ihn, wenn der Vater noch nicht entdeckt wäre, deſſen Namen zu nennen. Micheau gab im Stillen ſich alle mögliche Mühe; aber ſie mußte, wie aus dem Mitgetheilten und Folgenden hervorgeht, vergebens bleiben.

Als d'Orfeuil nach M.. zurückkam und Jeannettens Flucht erfuhr, war er außer ſich. Sein Betragen gegen dieſe erſchien ihm jetzt n dem von Unmuth und Leichtſinn verrückt geweſenen Geſichtspunkte. Jeannettens Flucht erſchien ihm als eine heroiſche Handlung und er ſich ſelbſt als ein gemeiner Verbrecher. Die Neigung für die Geliebte erwachte mit doppelter Gewalt, und die Sorge um ihr Schickſal wuchs zur Verzweiflung. Er gab ſich heimlich alle

mögliche Mühe, ihren Aufenthalt zu erfahren, aber Alles blieb fruchtlos. Er würde zu ihrer Entdeckung auch öffentliche Schritte gethan haben, wenn er diese nicht dem Rufe und Wohle der Geliebten als nachtheilig erachtet hätte. In dieser Lage befand er sich 5 Jahre, als die Revolution in Frankreich ausbrach, und er seine Mutter verlor. Nunmehr Herr seines Vermögens und von dem herrschenden Zeitgeiste begünstigt, setzte er seine Bestrebungen nachdrücklich fort; und lud Jeannetten in öffentlichen Blättern zur Bekanntmachung ihres Aufenthaltortes ein. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß diese Aufforderung gerade demjenigen verborgen blieb, bei welchem sie am meisten gefruchtet hätte. Neue und getäuschte Hoffnung nagten nun an Körper und Seele des Unglücklichen. Seine Umgebungen wurden ihm verhaßt, und seine zerrüttete Gesundheit

drang auf den Gebrauch eines Heilbades. Die befragten Aerzte schlugen ihm ein Bad in der Nähe von D — e vor, worein er um so lieber willigte, je weiter dieser Ort von seinen Besitzungen entfernt war. Er verkaufte diese, und vertauschte seinen Namen gegen den eines Bürgers Grenier. Dann reis'te er nach seiner Bestimmung mit dem Vorsatze ab, sein übriges Leben auf Reisen zuzubringen. Jeannette mußte seiner Meinung nach todt seyn; und so wollte er auch auf Erden keine bleibende Heimath mehr haben. Der Gebrauch des Bades stellte seinen körperlichen Zustand bald wieder her; aber seinen Geist hielt eine dauernde Schwermuth umfangen. Das dem Badeorte nahe gelegene D — e, wohin er öfters kleine Exkursionen machte, sagte seinem Schwermuthssinne ungemein zu. Er gab daher seinen Reiseplan auf, und be-

schloß, sich in diesem romantisch abgeschiedenen Dörfchen anzusiedeln. Die Einrichtung war schnell getroffen, und er unter den friedsamen Einwohnern bald einheimisch. Um diese Zeit war es, als Jeannette von der Hauptstadt aus zum ersten Mal seit ihrer Trennung an ihn schrieb. Die Angst um ihren verlornen Sohn hatte ihren gekränkten Stolz besiegt, und der Brief enthielt die rührendsten Beschwörungen, seinen Einfluß für die Entdeckung des Verschwundenen aufzubieten. Da sie aber von der Veränderung seines Aufenthaltes nichts wußte, so kam ihr an den frühern Wohnort adressirter Brief mit der Nachricht zurück, daß der in der Adresse Bezeichnete seit mehreren Jahren verschwunden sey, und Niemand um seinen jetzigen Aufenthalt wisse. So verhinderte der Zufall abermals eine Annäherung zwischen Vater und Mut-

ter; und die letztere ging hoffnungslos zu Grabe. Er aber wurde von der Liebe der Einwohner einstimmig zum Maire gewählt, was er, als eine Gelegenheit Gutes zu stiften, willig annahm. Von nun an war sein Leben zwischen Berufsgeschäften und der Erinnerung an Jeannetten getheilt, die er als eine abgeschiedene Heilige verehrte. Die Furien der Reue hatten sich zwar zurückgezogen; ließen ihn aber niemals ganz aus der Schlinge. Bei ihren Anfällen war sein Zustand gräßlich, und es dauerte immer einige Tage, ehe sein lauter Schmerz zur stillen Wehmuth überging.

Mit Vater Micheau stand d'Orfeuil auf besonders freundschaftlichem Fuße, und schätzte in ihm den Biedermann. Besonders zog ihn der Trübsinn an, der jenen seit dem Verluste seiner Gattin nimmer verlassen hatte. Die ähnliche Stimmung,

aus ähnlicher Quelle entſprungen, erzeugte zwiſchen Beiden eine ſtillſchweigende Harmonie, der es nur an Worten fehlte. Jener wollte ſein Unglück, Dieſer ſein Verbrechen nicht geſtehen; und dieſe Zurückhaltung machte, daß Keiner je erfuhr, wie gut der Andere ihm ſey. — Eines Tages beſuchte d'Orfeuil den Pächter in einer Amtsangelegenheit. Dieſer ſaß gerade vor dem Pult, und wühlte in Papieren. Er hieß den Maire niederſitzen, und bat um eine augenblickliche Entſchuldigung, die ihm jener gern zugeſtand. Aber im Aufwühlen der Papiere kam jenes verhängnißvolle Packet zum Vorſchein, welches — „Jeannettens Teſtament," als Aufſchrift führte. Der Maire, welcher ſeitwärts hinter Micheau ſaß, warf zufällig einen Blick dahin, und that einen lauten Schrei. Micheau ſprang auf, und fand jenen ohnmächtig auf den Stuhl hin-

gesunken. Er rief schnell nach den Seinigen, und der Unglückliche wurde zu sich selbst und nach Hause gebracht.

Wäre d'Orfeuil im ersten Augenblicke der Sprache mächtig gewesen, dann hätte er ohne Zweifel dem Besitzer des Testaments alles gestanden. Jetzt aber trat die alte Scheu vor dem Bekenntnisse eines Verbrechens dazwischen, und verschloß ihm den Mund. Von selbst aber konnte Micheau um so weniger auf die Spur gerathen, da das Testament eben so schnell, als es zum Vorschein gekommen war, sich wieder verschoben hatte. Er glaubte daher der Versicherung des Kranken, daß ein altes krampfhaftes Uebel ihn befallen habe; und bot Alles zu seiner Erleichterung auf. — D'Orfeuil aber sann Tag und Nacht darauf, wie er jenes Testament sich auf eine heimliche Weise verschaffen könne; und dieß konnte

nicht anders, als in Micheaus Abwesenheit geschehen. Dann wollte er, um ein gröſseres Verbrechen zu sühnen, gern das kleinere eines Diebstahls begehn. Als daher Micheau einige Monate später ihn um die Mitbeschauung eines in der Nachbarschaft zum Verkauf ausgesetzten Grundstücks ersuchte, fand er sich hierzu um so geneigter, da er von dieser Gelegenheit das Gelingen seines Planes hoffte. Er reis'te mit ihm dahin, rieth Micheau zum Ankauf des in der That schönen Grundstücks; wuſste jedoch die Verhandlung darüber so in die Länge zu ziehen, daſs dieser sich entschlieſsen muſste, die Nacht in dem Verhandlungsorte zurückzubleiben. Er selbst entschuldigte sich mit Amtsgeschäften, und reis'te nach D — e zurück. Es war bereits Mitternacht, als er daselbst ankam, weshalb er auch von der vorgefallenen Ein-

quartirung nichts erfuhr. Jetzt schien es ihm ein Leichtes, durch ein wenig verwahrtes Fenster des Pächters einzusteigen und sich vermittelst eines Brecheisens des gewünschten Packets zu bemächtigen. Eine Maske sollte bei einem etwanigen weiblichen Ueberfalle sein Gesicht verbergen, und eine ungeladene Pistole die Wehrlosen abschrekken. Unsere Leser wissen, durch welches Ereigniß sein Plan vereitelt wurde.

Lange bildeten die Umarmenden mit dem Todten eine starre Gruppe, als Micheau's Wort sie ins Leben zurückrief. Er faßte Olivier bei der Hand, und sprach: Du hast Deinen Vater spät und auf kurze Zeit kennen gelernt. Die Umstände, unter welchen dieß geschah, scheinen ihn wenig zu ehren; aber sie scheinen es nur. Laß uns das Testament Deiner Mutter nebst dem seinigen erbrechen — und Deine kindliche

Liebe wird dieſer Hülle weinend zum Grabe folgen. „O!, rief Olivier, ich ſelbſt bin der Verkürzer dieſes Lebens, und, wenn auch unſchuldig, der Mörder meines Vaters" — Nicht doch, verſetzte Micheau, ihn hat nicht Deine, ſondern die Hand der Nemeſis getroffen, welche ein furchtbares Beiſpiel ihrer gleichmeſſenden Gerechtigkeit geben wollte. Vor Gott biſt Du ſchuldlos, des Vaters Segen hat Dich losgeſprochen, und keine menſchliche Lippe kann die zungenloſe That verklagen. — Olivier warf ſich über das Lager hin, und küßte weinend den Mund des Erbläßten. Dann zog er eine Scheere hervor, und ſchnitt ihm eine Locke ab, die er in den Buſen ſteckte. „Welches auch Dein Verhältniß zu mir geweſen ſeyn mag — ſprach er — dieſe Todtenlocke ſoll nur der Tod wieder mir entreißen." — Tief gerührt gingen ſie hinunter in Micheau's Zimmer.

Nachdem Micheau Olivier'n die Geſchichte ſeiner Eltern nach des Verſtorbenen Ausſage mitgetheilt hatte, wurden der Adjunkt nebſt zwei Munizipal-Beamten gerufen und Jeannettens Teſtament in ihrer Gegenwart eröffnet. Es enthielt ihre Verzeihung für d'Orſeuil und ihre Bitte, dem Sohne ſeine Rechte einzuräumen, wenn die Vorſehung beide am Leben erhalten und ſie dereinſt vereinigen ſollte. Die Ortsbehörde unterſuchte ſogleich Olivier'n, und traf ſämmtliche Merkmale bei ihm an. Hierauf wurde nach des Verſtorbenen Wohnung gegangen und aus ſeinem Pulte ein Packet gezogen, in welchem ſich, wie er Micheau geſagt hatte, ſein Teſtament befand. Dieſes enthielt ein reuevolles Bekenntniß ſeines Vergehens gegen Jeannette Gilbert, und die Verfügung, ihr oder ihrem Kinde ſeinen Namen und ſein Vermögen zu über-

tragen, wenn die eine oder das andere der Behörde bekannt werden ſollte. Dabei lag ein Verzeichniß ſeines Beſitzthums, welches außer dem kleinen Grundſtücke in einer bedeutenden Summe baaren Geldes, in Wechſelbriefen und Schuldverſchreibungen von unermeßlichem Werthe beſtand. Nachdem Alles unterſucht, und das Haus abgeſchloſſen und mit dem Mairie-Siegel belegt war, wurde das Ereigniß der oberſten Departemental-Behörde angezeigt. Am Tage darauf wurden die Anſtalten zur Beerdigung des Maire's getroffen, deſſen Tod ſeine Mitbürger in ungeheuchelte Trauer verſetzte. Selbſt der Adjunkt ſehnte ſich aufrichtig mit dem Todten aus, deſſen bekannt gewordener Stand ihn mit einem ungeheuren Reſpekt erfüllte. Der Leichenzug war einfach und rührend. Das Brautpaar vergaß ſeines Glücks in dem Schmerze

des Verluſtes; und nur die nachdrücklichen Tröſtgründe des ehrwürdigen Paſtors miſchten lindernde Tropfen in den Kelch ſeiner Thränen.

Schon nach einigen Tagen langte aus der Hauptſtadt des Departements eine Unterſuchungs-Kommiſſion an, welche nach Anſicht der Teſtamente und übrigen Aktenſtücke den jungen Olivier als Herrn von Orfeuil anerkannte, und ihn in den Beſitz des väterlichen Nachlaſſes einſetzte. Zugleich wurde ihm (auf Micheau's Antrag) als einzigen Erben ſeines Stammes, von der Miniſterial-Behörde ſein Abſchied nebſt einem Oberſt-Diplom zugefertigt. Bald darauf wurde auch die Vermählung vollzogen, und der fromme Leichenredner wurde der Verkündiger eines dauernden Segens.

Serena.

Eine Erzählung.

Auf einem Meierhofe unweit Siena im Toskaniſchen lebte Roſa, die Tochter eines bemittelten Pächters. Sie war jung, ſchön und von lebhaftem italieniſchen Blute.

Einſt kehrte der Marcheſe di Romano, ein benachbarter Edelmann, der mit dem Gutsherrn im nahen Forſte gejagt, und durch Zufall ſich von demſelben getrennt hatte, bei dem Pächter ein, um ſich mit einem Trunke Milch zu erfriſchen. Dieſer

unbedeutende Zufall hatte — wie oft in der Welt — die bedeutendsten Folgen. Der Marchese sah und entbrannte für Rosa; ihr —

„Ihr lacht in die Augen das stattliche Schloß,
Ihr lacht in das Herzchen der Junker zu Roß,
Im funkelnden Jägergeschmeide;"

und — wer kennt nicht Bürgers Ballade von der unglücklichen Pfarrers-Tochter von Taubenhain? Doch die Wendung, welche die Geschichte nahm, war verschieden. Jene Rosette brachte ihr Kind, und durch dasselbe auch sich ums Leben; diese wurde zwar auch von ihrem Vater gemißhandelt und verstoßen, hatte aber sich und ihr Kind zu lieb, um beider Leben mir nichts dir nichts in den Wind zu schlagen.

Der Marchese machte eine Reise, ohne daß Jemand wußte, wohin; sie ging nach Valenza im Mailändischen, zu einer gut-

herzigen Verwandten, wo sie äußerst liebreich aufgenommen, und von einem Mädchen entbunden wurde. Einige Zeit nachher trat sie unter dem angenommenen Namen Paoli bei einer dortigen Herrschaft in Dienste, und ernährte dadurch sich und ihr Kind, welches bei der Verwandten blieb. — Dieses Kind zeigte — wie gewöhnlich Kinder seines Ursprungs — die vortrefflichsten Körper- und Geistes-Anlagen; und wär' es uns ums Malen zu thun, so hätten wir hier die schicklichste Gelegenheit dazu. Wir begnügen uns aber mit der Bemerkung, daß dieses Kind mit seinem Heranwachsen — ganz gegen Lage und Erziehung — immer mehr Spuren von Ambition und Ehrliebe zeigte. Und so geschah es, daß es, von den Gespielen oft wegen seiner Vaterlosigkeit aufgezogen, im zehnten Jahre, ohne Vorwissen der Mut-

ter und Pflegmutter, Valenza verließ. Um es nun nicht aus den Augen zu laſſen, wollen wir uns auf eine Zeit von den guten Frauen trennen und unſere junge Freundin auf ihrer Pilgrimſchaft begleiten.

Wäre ſie die Tochter eines reichen Hauſes geweſen, man hätte ſie auf allen Straßen und Wegen aufſuchen laſſen, und bei ihren nicht eilfertigen Schritten eingeholt und zurückgebracht. So aber war ſie die Tochter einer armen Frau, die keine Boten bezahlen konnte, und von deren Schmerz kein Reicher Notiz nahm. Serena — ſo hieß unſer Flüchtling — ging alſo ganz gemächlich vor ſich hin, weder an die Unbilligkeit, noch an die Unbequemlichkeit einer ſolchen Reiſe denkend. Sie war ſich keiner andern Abſicht bewußt, als den Kränkungen ihrer Geſpielen zu entgehen, und dachte nicht an die Folgen, die es nebenbei noch

haben könne. So iſt es mit der Unſchuld, im Kleinen wie im Großen. Erſt als ſich gegen Abend der Hunger bei ihr einſtellte und ihre zarten Füßchen wund gegangen waren, fiel es ihr ein, in dem eben erreichten Städtchen einzukehren und ein Nachtquartier aufzuſuchen. Vor einer Schenke traf ſie eine Verſammlung junger luſtiger Perſonen, die unter Singen und Spielen ihr Abendbrodt verzehrten. Es waren Savoyarden mit einem Murmelthiere. Ohne Umſtände trat ſie auf ſie zu, und forderte ihnen ein Stückchen Brodt ab. Die Kinder ſahen ſie an, und fragten ſie, woher ſie käme. Sie nannte ihren Wohnort, und nun erkundigte man ſich auch um die Urſache ihrer Reiſe; ſie erzählte dieſe ganz naiv und einfach. Alles lachte; nur ein Knabe von etwa 12 bis 13 Jahren war darunter, dem bei ihrer Erzählung die Thrä-

nen in's Auge traten. Er reichte ihr sein Butterbrodt, und bat sie erröthend, die Reise mitzumachen. Kannst Du denn auch singen? fragte ein schnippisches Mädchen. „Ach ja" war die Antwort. Man ließ sie probiren; sie bestand ehrenvoll und war von nun an — zur höchsten Freude des Knaben Carlo — als Mitglied der kleinen Künstlergesellschaft aufgenommen. Man blieb in der Schenke über Nacht, und setzte den nächsten Morgen die Reise nach Niederitalien fort. Serena sang und bettelte mit den Kindern, und schien mit ihrem Zustande ziemlich zufrieden. Nur zuweilen, wenn sie durch eine, der ihrigen ähnliche, Gegend kamen, wandelte sie eine tiefe Wehmuth an, die sich in Thränen auflöst'e. Dann erzählte sie ihrem treuen Genossen von ihrer Mutter und Pflegmutter, und der Reue, die sie fühle, dieselben verlassen

zu haben. Carlo ſuchte ſie dann zu tröſten, was ihm auch meiſtens durch die Dazwiſchenkunft zerſtreuender Gegenſtände gelang.

In dieſer Lebensweiſe war ſie drei Jahre älter geworden, und ihre Reize hatten ſich bereits ſo entwick[illegible] daß ihre Geſellſchaft ſie laut — die ſchöne Serene nannte; Carlo aber im Stillen ein Gefühl nährte, das ihn zu verzehren drohte. Sie ſah es, und eine dunkle Ahnung ſeines Zuſtandes ließ ſie für ſeine Anhänglichkeit und öftere Aufopferungen doppelt dankbar ſeyn. Sie zeichnete ihn vor allen Andern aus, und war, wenn er mit Thränen von einer möglichen Trennung ſprach, nicht wie er hingeriſſen, aber äußerſt gerührt. Und eine ſolche Prüfung ſollte bald erfolgen! Einſt kamen ſie an einer Villa unweit Neapel vorbei. Eine zahlreiche Geſellſchaft war auf dem Altane verſammelt, unter welchem

unſere Karavane ſogleich Poſto faßte. Serena, die während ihrer Wanderung die Mandoline gelernt hatte, ſpielte und ſang:

„Was wanderſt du, Mägdlein,
Und ie[illegible]her?
Was ſeufzet dein Buſen
So bang und ſchwer?"
Mein Buſen iſt öde, mein Herz iſt leer,
Drum' ſeufz' ich ſo bange, drum ſeufz' ich ſo ſchwer,
Daß mein ſich die Menſchheit erbarme.
„Und willſt du nicht kehren,
O Mägdelein mein,
Zur zärtlichen Mutter,
Zum Vater dein?"
Nicht hab' ich den Vater, die Mutter mehr;
Ich wandre verlaſſen und einſam umher,
Bei Reichen die einzige Arme.
„So komme denn Mägdlein
Und kehre ein;
Hier harrt das Erbarmen,
Das Mitleid dein."

Es gießt in den Kelch dir den Tropfen der Luft;
Es hegt dich und pflegt dich an fühlender Bruſt,
Und ſchließt dich in liebende Arme.

Ein einſtimmiges „Braviſſimo!“ erſchallte vom Altane herab, und Graf Montechini, der Herr des Hauſes, winkte ihr hinauf. Die Geſellſchaft war in das Altanzimmer zurückgegangen, und als Serena eintrat, eben ſo ſehr über die Harmonie ihrer Reize, als vorher ihres Geſanges erſtaunt. Die Augen der Herren blieben — wie weiland die Sonne Joſua — in ihren Kreiſen ſtehen, und die Damen ſahen nach dem Spiegel, um von ihm in dieſer Gefahr das Diplom ihrer Schönheit gleichſam noch ein Mal beſtätigen zu laſſen. Nur der Graf, ein hochbejahrter Greis und wirklicher Kunſtfreund, ließ ſich mit dem Mädchen in ein Geſpräch ein.

Er. Wo biſt Du her, Kleine?

Sie. Aus Valenza, gnädiger Herr.

Er. Haſt Du noch Eltern?

Sie. Eine Mutter.

Er. Iſt Dein Vater todt?

Sie. Ich habe keinen Vater.

Dieſe Worte ſprach ſie mit ſo rührendem Tone und Blicke, daß ſie dem edeln Montechini in die Seele drangen; nur die Damen zeigten einen kleinen Zug von Schaden- oder vielleicht auch nur Entſchädigungs-Freude. Jener fuhr fort:

„Wie nennſt Du Dich denn mein Kind?

Sie. Serena, gnädiger Herr.

Er. Hätteſt Du wol Luſt, bei mir zu bleiben und Deine Stimme etwas kunſtmäßiger auszubilden? Ich habe in Neapel eine kleine Kapelle, welche Dir jetzt eben ſo ſehr, als Du einſt ihr, nützlich werden kann. Biſt Du's zufrieden.

Sie. Ach ja, wenn — wenn

Dabei sah sie so verlegen über den Altan weg, daß man deutlich merkte, die eigentliche Antwort müsse über demselben draußen liegen.

Er. Willst Du diesen Vorschlag vielleicht erst mit Deiner Gesellschaft überlegen? Thu es, und bring uns Antwort.

Serena verbeugte sich, und flog hinab. Die illustern Damen warfen sich Blicke zu, die wenigstens etwas Satyrisches haben sollten. Da war keine einzige, die es dem Grafen verziehen hätte, schon so hoch im Alter, und somit über die Schußweite gewöhnlicher Verleumdungspfeile hinaus zu seyn. Gern hätte man sich ungewöhnlicher bedient; allein von dieser Art waren in dem sonst reichen Arsenal der Damen keine zu finden. Jede lächelte demnach, als ob sie deren ins Geheim hätte, und war vor der

Hand mit dieſer Kriegsliſt vergnügt. — Mit den Herren hingegen verhielt es ſich ganz anders. Da war kein einziger, der des Grafen Einfall nicht allerliebſt gefunden hätte. „Eine herrliche Acquiſition!" rief der Eine, vielleicht mit dem Gegenzuſatze: für mich. — „Welche Stimme?" rief ein Anderer „welche Grazie in Bewegung und Haltung!" — „Ganz für das königliche Theater geſchaffen!" rief ein Dritter, und mochte dabei an ſeine in dieſem Felde geärnteten Lorbeern denken. — Da ſchlugen die Damen, welche, ſämmtlich Feinde alles übertriebenen Lobes, an die Altanthür getreten waren, ein lautes Gelächter auf. Man ſprang hinzu, und ſah — eine rührende Scene. Carlo lag auf den Knien vor Serena. Seine Gebehrden drückten einen tobenden Schmerz aus; die ihrigen eine ſanfte Wehmuth. Er war das Bild der

Verzweiflung; sie des tiefen Mitgefühls. Montechini ahnete den Zustand des Unglücklichen, und ging hinab, ihm anzukündigen, daß auch Er in seine Dienste treten könne. Das hieß Oel in eine sterbende Lampe gießen. Nun war er ein Bild des Entzückens und sie der sanften Freude. — Die ganze kleine Gesellschaft wurde bewirthet und beschenkt, und schied nicht ohne Thränen von den zwei verlornen Mitgliedern.

Abends spät kehrte man nach Neapel zurück, wo Carlo unter die Diener des Grafen aufgenommen wurde, Serenen aber einige Zimmer angewiesen wurden. Der Graf, welcher frau- und kinderlos war, nahm sich vor, das Mädchen als seine Tochter anzusehn und zu behandeln, und nach diesem richtete sich bald das Betragen aller Hausgenossen und Freunde. Schuhmacher, Schneider und Putzmacherin kamen, um

sie mit allem zu versorgen, was ihrem Eintritte in einen der glänzendsten Zirkel Neapels rechtfertigen konnte, dessen Zierde sie in kurzer Zeit wurde. Mit der Kultur ihres Aeußern veredelte sich zugleich ihr Inneres; und der Glanz, der sie umschimmerte, schien ihrer hohen idealen Gestalt nichts Neues geschenkt, sondern das Alte wiedergegeben zu haben. In den Konzerten, welche der Graf oft gab, spielte sie eine Hauptrolle. Ihre Stimme hatte sie durch die Kunst mehr ausgebildet, und erfüllte Jeden, der sie hörte, mit süßen Regungen. Vergebens aber bewarben sich hundert Herren um ihre Gunst; sie schien noch keine andere Harmonie, als die der Saiten zu kennen, und schlug jedes Anerbieten mit Bescheidenheit und Anmuth aus. Carlo glühte im Stillen für sie fort, sie betrug sich für ihn edel und herablassend; doch ließen die entfernteren

Verhältniſſe es nie mehr zu vertrauten Momenten zwiſchen ihnen kommen.

Einſt gab Montechini ein glänzendes Soupé. Unter den Gäſten befand ſich ein Freund deſſelben, der Oberſte und Baron von Seethal. Er war ſchon ein etwas ältlicher Mann von noch nicht verbleichter Schönheit, deſſen natürliche Lebhaftigkeit aber von einem ſtill genährten Grame gemildert zu werden ſchien. Dieſer kam neben Serena zu ſitzen. Sie ſchien ſeine ganze Aufmerkſamkeit zu feſſeln, und er ihr nicht gleichgültig zu ſeyn. Seine Anmerkungen hatten nichts von dem faden Witze gewöhnlicher Unterhaltungen, ſondern waren die immer treffenden Pfeile einer geübten Erfahrung. Ihr Geiſt neigte ſich zu ihm hin, und einen leiſen Widerwillen ihres Herzens hielt ſie für eine Folge des Abſtandes zwiſchen ihren und ſeinen Jahren. Er ſetzte

ſeine Beſuche häufiger fort, behandelte ſie mit immer größerer Auszeichnung, ohne daß es jedoch zu einer lauten Erklärung kam.

Einige Wochen ſpäter trat Montechini in ihr Zimmer. „Meine Tochter, hub er an, der Baron Seethal hat eine Neigung für Dich gefaßt, die er wegen des zweifelhaften Erfolgs Dir nicht ſelbſt bekennen will, und daher mich zu ſeinem Fürſprecher wählt. Er beſitzt reiche Güter in Graubündten, iſt ein braver und kluger Mann, und ſeit einigen Jahren mein Freund. Er brachte eine lange Zeit auf Reiſen zu; hat, wie er mir ſagte, viel Unglück erlitten, und möchte nun ſein Glück in einer dauerhaften Herzensverbindung gründen. Du ſeyſt die Erſte, die ihm zu einer ſolchen zuſagte; und wenn Du keine Abneigung gegen ihn fühlſt, ſoll es mich freuen, Deiner Wohlfahrt die Krone aufſetzen zu können. Ueber- und

über glühend ſtand das Mädchen da, und der Graf, der es bemerkte, fuhr fort: „Um Dich aber in einer ſo wichtigen Sache nicht zu übereilen, nimm Dir einige Tage Zeit.“ Hiermit küßte er ſie auf die Stirn, und verließ das Zimmer.

In einer ſolchen Lage hatte ſich Serena noch nie befunden. Einig mit ſich ſelbſt, war ſie es bisher mit der ganzen Welt. Nun entſtand in ihrem Innern ein Streit, und dieſer ſchien ſich allen ihren Umgebungen mitzutheilen. Sie fühlte in ſich keine entſcheidende Stimme. Denn wenn es ihr von einer Seite wehe that, den Grafen, den ſie als ihren Vater verehrte und liebte, zu verlaſſen, ſo hatte von der andern das Neue und der Gedanke an Eigenthum und Selbſtändigkeit für ſie einen deſto größern Reiz. Die ernſte und ſtille Anhänglichkeit des hochgeſchätzten Mannes

zog sie an; ein gewisses, ihr selbst nicht ganz erklärbares Etwas hielt sie zurück. Es bedurfte also einer dritten Vorstellung, die zwischen Beiden den Ausschlag gab; und diese fand sich in dem Gedanken an ihre Mutter und Pflegmutter. Schon lange hatte sie gewünscht, diese von ihrem Glücke zu unterrichten und daran Theil nehmen zu lassen. Um es aber im eigentlichsten Sinne zu können, mußten Beide auf dem Schauplatze ihres Glücks selbst erscheinen; und dies durfte sie dem Grafen aus Delikatesse nicht zumuthen. Nun bot sich ihr ein edler Mann an, der mit ihrer Hand zugleich ihre Mutter als die seinige anerkannte und die Verbindlichkeit übernahm, für das Glück der Familie zu sorgen. — Zu diesem gesellte sich ein zweiter Gedanke: den Wohlthaten ihres großmüthigen Beschützers ein Ziel zu setzen, und sich ihm in der Erfüllung seines

geäußerten Wunſches dankbar zu zeigen. — Als daher dieſer nach einigen Tagen ſie nach ihrem Entſchluſſe befragte, fiel derſelbe zum Vortheil des Barons aus, welcher nun perſönlich erſchien, um die Verſicherung ſeines Glücks aus dem Munde der Geliebten zu empfangen. Der Graf gab Serenen eine Mitgift, deren ſich keine wirkliche Tochter von ihm hätte ſchämen dürfen, und die Vermählung wurde ſtill und geräuſchlos auf einer entfernten Villa begangen. — Der Abſchied zwiſchen Serenen und dem Grafen war äußerſt rührend; es war der Abſchied zwiſchen Vater und Tochter, von den zärtlichſten Herzen gefeiert. Carlo zerfloß in verſchwiegenen Thränen.

Nun ging es auf des Barons Güter in Graubündten, wo alles zu einem feierlichen Empfange der gnädigen Herrſchaft vorbereitet war. Da indeſſen Scenen dieſer

Art ſchon oft genug beſchrieben worden ſind, ſo überlaſſen wir ſie dem Einbildungsvermögen jedes Leſers, und eilen zu einem Hauptknoten dieſer Geſchichte. Es waren jetzt vier Wochen nach der Vermählung, und oft ſchon hatte ſeitdem die junge Baroneſſe mit ihrem Gatten von dem Augenblicke geſprochen, da ſie ihre Mutter überraſchen und abholen würden. Dieſer ſchien zwar auch ſich deſſen zu freuen, den Augenblick aber doch lieber verſchieben, als beſchleunigen zu wollen. Sie fühlte ſich dadurch gekränkt, und nahm ſich vor, ihn nicht mehr daran zu erinnern; dem Grafen Montechini aber deſſen Betragen zu melden, und ſich ſeinen Rath deshalb zu erbitten. Wie Unrecht that ſie dem Zärtlichen! In vierzehn Tagen war ihr Geburtsfeſt; an dieſem wollte er ſie mit der Erſcheinung ihrer Mutter überraſchen. Er ſandte einen

verschwiegenen Diener mit einem Wagen nach Valenza, um in dem von seiner Gemahlin oft bezeichneten Hause die Wittwe Paoli und ihre Anverwandte abzuholen.

Beide Frauen lebten noch immer in denselben Verhältnissen; nur daß die Mutter durch den plötzlichen Verlust ihrer Tochter viel gelitten und vor der Zeit gealtert hatte. So oft sie an einem Sonn- oder Festtage aus dem herrschaftlichen Hause abkommen konnte, begab sie sich zu ihrer Freundin, um in der Unterhaltung von der früh Verlornen eine schmerzliche Wollust zu genießen. In eine solche verloren, saßen Beide eben zusammen, als eine prächtige Karosse vor dem Hause anfuhr und der abspringende Bediente, nach der Erkundigung ihrer Namen, einen Brief mit der Aufschrift „an die Wittwe Paoli" überreichte. Der Brief war von dem Baron

mit verstellter Hand geschrieben, und lautete also:

Meine zärtlich geliebte Mutter,

Für jahrelangen Kummer, den Ihnen die Trennung von Ihrem einzigen Kinde gemacht hat, will die Vorsehung Sie durch ein unverhofftes Wiedersehen entschädigen. Ich lebe an der Seite eines liebenden Gatten, des Barons Seethal, welcher vor Verlangen brennt, das Glück seiner unbekannten Mutter und der Pflegmutter seiner Serena zu gründen. Wir senden Ihnen einen Wagen und vertrauten Diener, der Sie in die Arme führen wird

Ihrer
mit Ungeduld harrenden Tochter
Serena.

N. S. Beikommender Kleidungsstücke bedienen Sie sich, um in unserer Landes-Tracht bei uns zu erscheinen.

Man denke sich den freudigen Schrek-ken der beiden Frauen! Der Mutter drohte eine Ohnmacht, und die bestürzte Verwandte gaffte bald den Brief, bald den stattlichen Livreebedienten und bald die reiche Garderobe an. Endlich aber ging die starre Pause in eine jubelnde Thätigkeit über. Man eilte, putzte sich heraus, so viel die Eile es zuließ, man suchte mit der größten Unordnung alles in Ordnung zu bringen. Vor der Abreise ging die Dame Paoli noch ein Mal zu ihrer bisherigen Herrschaft, die, fast mehr als sie selbst erstaunt, der neuen Herrschaft alle möglichen Glückwünsche mit auf den Weg gab. Nun schloß man das Haus ab, stieg ein, und die Karosse rollte über das Pflaster weg.

Serena's Geburtstag erschien. Von der Anhöhe, auf welcher das Schloß lag, donnerten sechs kleine Feldstücke ins Thal

hinab, und von unten herauf zog unter Sang und Klang mit Trommeln und wallenden Fahnen die muntere Dorfjugend, um das Geburtsfeſt der, unter ihnen bereits durch manche ſchöne Handlung beliebt gewordenen, jungen gnädigen Frau nach Möglichkeit zu feiern. Gegen 9 Uhr erſchienen auch die Väter des Dorfes und an ihrer Spitze der ehrwürdige Geiſtliche, Glück wünſchend der reizenden Gebieterin, welche überraſcht und gerührt in ihrer Mitte ſtand. Jetzt war alles in froher Thätigkeit, alles belebt von Freude und Hoffnung; da ſprengte den breiten Schloßweg herauf der Wagen des Barons. Serena ſah ihn fragend an, und er ſchloß ſie in die Arme mit dem Ausruf: Deine Mutter! Erröthend wegen des Unrechts, das ſie ihm gethan hatte, wand ſie ſich los, ſprang an den Wagen, und lag in den Armen ihrer Mutter.

Eine ſtumme Scene des Entzückens! Der Baron hatte ſich zurückgezogen, um die erſten vertraulichen Ergieſſungen zwiſchen Mutter und Tochter nicht zu ſtören. Dieſe drückte bald jene, bald die über und über erſtaunte Pflegmutter ans Herz, und gab Beiden eine Skizze ihres gegenwärtigen Glücks. Jene waren in Freude und Verwunderung verloren, und konnten die Wege Gottes nicht genug preiſen. Da trat der Baron herein, und ging mit ausgebreiteten Armen auf ſeine Mutter zu. Sie bewegte ſich ihm entgegen, ſank aber mit einem lauten Schrei auf das Sopha zurück, und er taumelte, wie vom Blitze gerührt, einige Schritte hinter ſich. Er erkannte — Roſa und ſie — den Marcheſe di Romano!

Schmerz und Entzücken ſind zwei Extreme, die im Leben nur gar zu oft in einander überſpringen. Beide ſind Grenz-

punkte zwiſchen der Vernunft und dem Schickſale, auf welchen, wenn ſie ſich feindlich berühren, die erſtere immer den Kürzeren zieht. Da wir aber als Urſache dieſer Erſcheinung weder einen blinden Zufall, noch mit Zoroaſter zwei ſich einander entgegen wirkende Dämonen annehmen, ſo müſſen wir darin den bedeutenden Wink einer gütigen Vorſehung erkennen. Dieſe, die den Menſchen auf ſo manche Spur einer außer ihm herrſchenden Ordnung der Dinge hinweiſt, ſcheint ihn beſonders da aufmerkſam machen zu wollen, wo er am meiſten in Gefahr ſteht, eine täuſchende Zuverſicht zu ſeiner eigenen Allmacht zu faſſen. Da er dieſe nicht wirklich, ſondern bloß in ſeiner Einbildung beſitzt, ſo kann es nicht fehlen, daß er — auch ohne jene ſcheinbar außernatürlichen Ereigniſſe — im Kampfe mit der organiſchen Natur, derſelben er-

liegen muß. Dieſe Niederlage, zu ſelten um eine Regel, und zu oft, um eine bloße Ausnahme zu bilden, würde ihn irre an ſich ſelbſt und an dem Etwas außer ihm machen. Es bedurfte alſo eines öftern Winks, der auf das Mangelhafte aller menſchlichen Combinationen hindeutet, und den Thron einer höhern Macht feſter im Gemüthe des Gläubigen begründet. Da nun der Einfluß dieſer Macht nicht nur unſere vereinten Freuden, ſondern auch den ſchnürenden Knoten des Schmerzes auf eine wunderbare Weiſe löſ't, ſo entſteht aus dem richtigen Verhältniſſe von Furcht und Hoffnung das einer Gottheit gebührende Vertrauen, und dieſes muß an Stärke gewinnen, je mehr wir im Laufe der Zeiten erkennen, daß auf verheerenden Lavaſtrömen neue Paradieſe aufblühen. Nur wer kein Auge für dieſe Beobachtung hat, iſt wahrhaft

unglücklich, und nur ein solcher Unglücklicher wird verzweifeln. Und dies war der Fall bei unserer Schmerzens-Gruppe. Ihr deckte tiefe Nacht die Blicke, und Welt und Vorsehung schien ihr hinabgestürzt in den Strudel eines finstern Chaos. — Noch immer auf dem Sopha hingestreckt, hielt Rosa ihre bejammernswürdige Tochter fest umklammert, als wollte sie dieselbe vor den Flammen der Hölle schützen, und die Verwandte, welche das Entsetzliche nur erst halb ahnete, war mit Beiden beschäftigt. Der Baron hatte des Dorfes Bewohnern andeuten lassen, sich zurückzubegeben, eine Kammerfrau der Baronesse in das Zimmer gesandt und sich dann in sein Kabinett verschlossen. Eine ängstliche Todtenstille ruht über dem Hause — wir benutzen dieselbe, um den Leser in ein paar Worten mit dem bisherigen Schicksale des Barons bekannt zu machen.

Sein Vater, Ludwig von Seethal, war ein reicher Güterbeſitzer in Graubündten, und der Gemahl einer jungen, reizenden Bernerin. An einem Schlagfluſſe geſtorben, hinterließ er der jungen Wittwe ein ſehr bedeutendes Vermögen und den kleinen Moritz, der in die ökonomiſchen Fußſtapfen ſeines Vaters treten ſollte. Aber der bald darauf ausgebrochene Krieg und ein in deſſen Folge eingetretenes Ereigniß gab ihm eine andere Beſtimmung. An der Spitze eines italieniſchen Infanterie-Regiments rückte in den Ort, wo die junge Frau von Seethal wohnte, der Major Fernandino Marcheſe di Romano ein, und lernte jene nach einigen Tagen in Geſellſchaften kennen. Seine ſchon etwas vorgerückten Jahre hinderten ihn nicht, für die Reize der Liebenswürdigen empfänglich zu ſeyn und ihr nach beendigtem Feldzuge ſeine Hand anzubieten.

Durch ſein unermeßliches Vermögen und den Gedanken, ihrem unmündigen Sohne einen Vater zu geben, ließ ſie ſich bereden, aus einer deutſchen Baronin eine italieniſche Marcheſin zu werden. Die Folge rechtfertigte ihren Schritt. Sie fand in dem Major den zärtlichſten Gatten, wie Moritz den zärtlichſten Vater. Und als endlich auch ihn der Tod übereilte, ſetzte er den Sohn unter der Bedingung zum einzigen Erben ein, daß derſelbe den Namen und Rang ſeines Pflegers annehme und dadurch beide auf Erden erhalte. Dies geſchah, und der neue Marcheſe wuchs heran zur Freude ſeiner Mutter und Aller, die ihn kannten. Nach einigen Jahren aber bezahlte auch die Marcheſin den Tribut der Natur, und der reiche Jüngling ſtand allein in der Welt, ſich ſelbſt und dem Zufalle überlaſſen. Frühe Genüſſe der Liebe verleideten ihm jede ernſt-

haſte Verbindung. Die nach ihm ausgeworfenen Heirathſs-Angeln wurden vermieden, und er aus dem anziehenden Gegenſtande allgemeiner Bewerbung ein Gegenſtand der Schmähung und Perſiflage. Er ſchränkte daher ſeinen Umgang mehr auf das männliche Geſchlecht und den anſpruchsloſern Theil des weiblichen ein, und widmete den größten Theil ſeiner Reiſen den Wiſſenſchaften und der Jagd. Auf eine ſolche Art beging er das leichtſinnige Verbrechen mit Roſa, welches ernſthaftere Folgen, als jedes frühere, für ihn hatte.

Sein Gewiſſen zu betäuben, hatte er bald nach Roſas Verführung eine Reiſe nach Frankreichs Hauptſtadt gemacht. Hier gelang es ihm zwar Anfangs, die innere Eumenide durch äußere Sirenengeſänge einzuſchläfern; allein ihr Erwachen war deſto ſchrecklicher. Wie den Oreſt, jagte ſie ihn

von Land zu Land, und er fühlte, daß sie ihn nur an dem Tempel verlassen würde. Er kehrte in seine Heimath zurück, erkundigte sich bei Rosas Vater selbst um ihren Aufenthalt, erhielt aber von dem nichts, als Verwünschungen. In der That war diesem, von Schmerz und Reue Niedergebeugten, das fernere Schicksal des Mädchens eben so unbekannt, als ihm selbst. Beide beredeten sich gern, sie sey todt. Da jener indessen manchen stummen und lauten Vorwurf seiner That erfahren mußte, verkaufte er seine Güter, und bezog in Graubündten jene seiner Mutter, deren früheren Namen und Rang er aus leicht zu errathenden Gründen mit dem seinigen vertauschte. Aber auch hier wurd' es ihm zu enge. Er trat in die Dienste eines deutschen Fürsten, und avancirte durch seine verzweiflungsvolle Tapferkeit bis zum Ober-

ſten. Nach Beendigung des Krieges kehrte er auf ſeine Güter zurück, und lebte daſelbſt in eine düſtere Einſamkeit vergraben, die er erſt nach mehreren Jahren verließ, um eine nöthige Geſchäftsreiſe nach Neapel zu machen. Hier wurde er bei dem Grafen Montechini eingeführt, und erwarb ſich nach und nach durch einen ſtrengen Lebenswandel deſſen Freundſchaft. Hier lernte er Serenen kennen, welche der Graf ihm, aus Schonung gegen dieſelbe, als die Tochter einer verwittweten Offiziersfrau Paoli vorſtellte, ohne den Jammer zu ahnen, der aus dieſer Quelle reiner Humanität entſpringen ſollte.

Wie groß war ſeine Beſtürzung, als er jetzt durch einen Eilboten auf das Dringendſte vor den Baron geladen wurde, und bei ſeiner Ankunft der bodenloſeſte Abgrund des Elends vor ihm geöffnet ſtand! An

dem Schlosse, über welchem noch immer die Stille eines Kirchhofes brütete, harrte seiner ein Bedienter, der ihn stumm zu dem Herrn in's Kabinett führte. Dieser sank dem Eintretenden an die Brust, und Verzweiflung starrte aus jeder seiner Muskeln. „Ich wollte dem Freunde" sprach er in hohlem murmelnden Tone „einen Fehltrit meiner Jugend verschweigen; nun macht ihn die rächende Vorsicht mit lauter brandmarkender Schande bekannt. Hören und erstarren Sie: Serenens Mutter ist hier; diese war einst meine Geliebte, und jene ist meine Tochter!" Wie vom Donner des Weltgerichts getroffen, taumelte der Graf zurück. Jener fuhr fort: „Doch Sie, der unschuldige Mitstifter meines Unglücks, werden mir es auch tragen helfen." — Recht, Kreuzbruder!" rief der Graf, indem er ihn krampfhaft bei der Hand faßte, „ich muß

tragen helfen; denn wer hieß mich aus Serenens zweideutiger Geburt ein Geheimniß machen? Ich wollte nach Menschenart das Glück zweier Leute gründen, und es ist billig, daß ich den Segen mitgenieße."

Der Edle wird eben so unwillig, wenn ihm der Plan einer schönen Handlung, wie der Gewinnsüchtige, wenn ihm der Plan einer Finanzspekulation fehlschlägt. Beide machen ihre Rechnung ohne das Schicksal, und sind entrüstet, wenn das Facit anders ausfällt, als sie sich vorgestellt hatten. Wenn aber dieser seinen geizigen Groll im Busen bewahrt, sucht ihn jener, sobald die erste Aufwallung vorüber ist, los zu werden. Die edle Absicht einer mißlungenen Handlung gleicht der schönen Seele einer verkrüppelten Geburt. Das entstellende Aeußere kann vor dem Auge der Wahrheit das Innere nicht entstellen. — Dies war der Fall

des Grafen. Nach dem erſten heftigen Schmerze ſuchte er ſich und den Baron wieder aufzurichten; dieſer aber war taub für jede Vorſtellung, und bat ihn bloß, der hülfloſen Frauen ſich anzunehmen.

Dieſe gingen zu Leichengeſtalten entſtellt in einem ſchwarzen Saale auf und ab, als der Graf eintrat. Serena flog ihm an den Hals, und jetzt zum erſten Male machte ein Thränenſtrom ihrem gepreßten Herzen Luft. Die Mutter bedeckte, ſobald ſie einen Fremden eintreten ſah, ihr Geſicht, und trat mit ihrer heftig weinenden Freundin in ein Seitenzimmer. „Serena, hub der Graf an, ich bin bereits von Deiner und der Geſchichte Deiner unglücklichen Mutter unterrichtet. Ich bin die unſchuldige Urſache Eures Elendes; aber Du wirſt mich nicht verdammen.“ O, mein Vater! mein Vater! rief Serena händeringend. „Sprich,

fuhr jener fort, was kann ich, nachdem ich Euch so elend gemacht habe, noch für Euch thun?" Uns in ein Kloster bringen, stammelte Serena.

Und dies geschah, beide Frauen sahen den Baron nicht wieder. Er nahm von ihnen einen rührenden schriftlichen Abschied für diese Welt, und sie ließen ihm durch den Grafen ihre Verzeihung entbieten. Von diesem begleitet, fuhren Mutter und Tochter nach Neapel in das Urselinerkloster, wo er ihre Aufnahme sogleich besorgte, und unter heißen Thränen von ihnen schied. „Auch dort, sprach Serena, indem sie die Augen gen Himmel aufschlug, auch dort werde ich Sie Vater nennen." Die Klosterpforte schlug zu, und verschloß die Reue und Buße auf immer. Der Baron lebte noch wenige Jahre ein Leben der Zerknirschung, und Carlo, der mit dem Grafen

auf des Barons Schloß gekommen und aus ununterbrochener Anhänglichkeit an Serenen bei ihm geblieben war, drückte dem Unglücklichen die Augen zu.

Serenens Pflegmutter war — reich, aber nicht glücklich in ihre Heimath zurückgekehrt.

Liebe und Wahnsinn.

Eine Erzählung.

Herr Braunfels war ein reicher Kaufmann in M. im B—schen. Ohne Sorgen, von seinen Freunden geschätzt, von seiner Frau geliebt, fehlte ihm, um völlig glücklich zu seyn, nichts, als ein Kind, das, sterblich wie er, ihm seine Unsterblichkeit auf Erden zusichern sollte.

Seine Gattin, Sophie Braunfels, war die schönste Frau in M. von vollem üppigen Wuchse, blendend weißer, mit Rosen unter-

mischter Farbe und von dem einnehmendsten Betragen. Ging sie über die Straße, so gafften ihr alle Augen und Brillen nach und entgegen; und indem sie gemustert wurde, schien es nicht anders, als ob sie eine Musterung über Jung und Alt in M. hielte. Sie war von nicht sehr bemittelten Eltern, hatte aber dessenungeachtet, als einziges Kind, eine mehr als gemeine Bildung erhalten; und wurde, dieser und ihrer Schönheit wegen, von ihrem Manne gewählt. Jede Woche ein Mal war, abwechselnd in ihrem und den befreundeten Häusern, Kränzchen, und da war der gute Braunfels immer entzückt, die prima donna seines Herzens auch die prima donna der Gesellschaften spielen zu sehen. Zwar entging es ihm nicht, daß seine Frau hier sowol, als auf Bällen und Konzerten, mehr Anbeter fand, als für die strengste Tugend

nöthig iſt; allein Eiferſucht lag nicht in ſeinem Karakter, und dann theilte ſie ja die empfangenen Huldigungen auf's ehrlichſte mit ſeiner Eigenliebe. Er hatte ſie nicht aus eigentlicher warmer Liebe, ſondern aus einem hohen Grade von Wohlgefallen geheirathet; deswegen fand ſich immer ſein Geſchmack mehr geſchmeichelt, als ſeine Neigung verletzt. — „Fickchen" ſagte er oft treuherzig beim Nachhauſegehen aus einer Geſellſchaft, „haſt Du auch bemerkt, was für verliebte Blicke die Herren N. N. Dir wieder zugeworfen haben? Ha! ha! über die Gecken!" Und er hatte Recht. Dieſe Herren waren wirklich Gecken, und für Sophiens Tugend von ihnen gar nichts zu fürchten. Denn war ſie gleich in ihren Mann wenig, und vielleicht noch weniger als er in ſie, verliebt, ſo hatte ſie doch zu viele Bildung und dankbare Anhänglichkeit

an ihn, um bei ſolchen Männern Gefahr zu laufen. Selbſt ihre ziemlich mäßige Eitelkeit ſtand ihr bei. Von Jugend auf an Hofmachen und Männergalanterien gewöhnt, waren ihr die gewöhnlichen weder neu, noch bedeutend genug, um ſie nur mit einem Blicke zu lohnen. Ihr Geſchmack, durch ſublime Dichter und Romane gebildet, fand dies alles zu ſchaal und leer, und ſie wäre, auch bei noch geringerer Neigung zu ihrem Manne, lieber eine treue Frau geblieben, als für ſolchen Preis eine Treuloſe geworden. Kurz, von dem Kleingeſchütz der Liebe war für ſie durchaus nichts zu beſorgen, und das ſchwerere hatte ſie bisher aus Muth- oder Geſchicklosigkeit der Belagerer noch nicht auszuhalten gehabt.

Jetzt aber ſollte ſie eine, für ihre Neigung und Grundſätze allzugefährliche, Probe beſtehn. — An der Spitze eines ſchönen

Dragonerregiments rückte in M. ein junger Oberſt ein, deſſen blühendes Aeußere beim erſten Anblicke ein Mittelbild zwiſchen Mars und Adonis ankündigte. Braunfelſens Haus ſtand nicht weit vom Thore, durch welches das Regiment einritt, und er mit ſeiner Gattin am Fenſter, um eine neugierige Revue zu halten. Jetzt kam unſer Krieger vor dem Hauſe vorbei, und ein — Funke ſchlug zündend in ſein und Sophiens Herz. Sie wechſelte die Farbe, und er ließ den Zügel des muthigen Engländers ſinken, der einen Seitenſprung machte, und gleich darauf, von einem raſchen Zügelgriff gefeſſelt, ſich bäumte und ſeinen kräftigen Reiter in ſtolzer Höhe zeigte. Beide hatten ſich in dieſem Momente angeſchaut für immer, und das Fortrücken der Truppen war ihnen wie eine Trennung jahrelanger Verbindung. Alles auf der Straße ſtrömte der

ſchönen Reiterei nach; Sophie und ihr Mann gingen vom Fenſter, wie ſich leicht denken läßt, mit ſehr verſchiedenen Empfindungen. Er begab ſich an ſein Geſchäft, und ſie auf ihr Zimmer, welches ſie erſt zur Mittagsſtunde wieder verließ. — Sie mochten eine Viertelſtunde zu Tiſche geſeſſen haben, als an die Thür gepocht wurde, und auf ein herein! der junge Oberſt nebſt einigen Bedienten, die ſein Gepäck trugen, hereintraten. Er verbeugte ſich beim Anblicke Sophiens überraſcht und verlegen, und ſie konnte ſich zu einer Gegenverbeugung kaum auf den Füßen halten. „Sie verzeihen, hub er endlich an, das Geräuſch, mit welchem ich unangemeldet bei Ihnen eintrete. Die Stadt iſt voller Truppen, und ein freundlicher Genius gab mir ein Billet de logement an Ihr Haus. Ich werde indeſſen ſo wenig beſchwerlich fallen,

als mein Poſten es immer zuläßt.“ Sophie verſtummte, Braunfels aber war höflich und zuvorkommend, und nahm ſogleich die Bedienten des neuen Gaſtes mit ſich, um ihnen Zimmer für ihren Herrn anzuweiſen. Sophie und der Oberſt blieben allein, und das ganze Gewicht einer folgenreichen Zukunft ſchien in dieſem Augenblicke auf Beiden zu laſten. Wir wollen inzwiſchen unſern Mann etwas näher kennen lernen.

Guſtav von Wellheim war der einzige Sohn eines altgräflichen und reichen Hauſes in der Hauptſtadt. Frühzeitige Neigung und die damaligen Zeitumſtände wieſen ihm die Militärſtraße als Lebensweg und den Lorbeer als Ziel ſeiner Vollendung an. Der Liebling des Vaters, welcher eine hohe Stelle bei der Regierung bekleidete, und der Mutter Abgott, wurde alles aufgeboten,

was sein künftiges Glück begründen konnte. Noch in zartem Alter kam er in eine Kadettenschule, in der er sich nützliche und schöne Kenntnisse erwarb. Als Unteroffizier ward er im 18ten Jahre angestellt, wo ihn ein ausgezeichnetes Wissen und Verhalten schnell beförderte. Wir haben ihn in seinem 24sten als Obersten getroffen. — Aber nicht nur in der Kriegs-, auch in der Liebestaktik war er bereits sehr erfahren. Besuche im väterlichen Hause und Kantonnirungen in den Gegenden vieler andern Städte verschafften ihm frühe genug Gelegenheit, dieselbe zu üben. Der schöne Jüngling in einer prächtigen Uniform, vertraut mit der Welt und ihrem feinsten Tone, mußte in den Frauenzirkeln allenthalben und besonders da — Eroberungen machen, wo man das gesittete Betragen eines Feindes vergöttert und ihm jede negative Tugend für

eine positive anrechnet. Ein warmes Herz, verbunden mit einer blühenden Einbildungskraft, hatte ihn auch in der Schule der Sentimentalität eingeweiht, welche dem glänzenden Sterne seines Verdienstes eine reizende Einfassung und ihm selbst eine Doppelschneide gegen das schöne Geschlecht in die Hände gab. Seine Meinung von sich stand indessen auf der Grenze des bescheidensten Bewußtseyns.

Bisher nur mit leichten Avantüren beschäftigt, war immer seine Fantasie, nie sein Herz in Anspruch genommen worden.

Jetzt, dem herrlichen Weibe gegenüber, schloß sich dieses, wie durch einen elektrischen Schlag, plötzlich auf, indeß sein ganzes bisheriges Leben sich eben so schnell für ihn verschloß. Von allen frühern Verhältnissen abgerissen, stand er in neuen da, und keine Erfahrung hatte eine Regel für

ſein jetziges Betragen. Die wahre Liebe hat einen eigenen Maßſtab, der mit keinem andern in Verhältniß zu bringen iſt, dem nichts anpaſſen will, als ſie ſelbſt. Hätte er Sophien nicht als Weib eines Andern getroffen, er würde ihr im erſten Augenblicke Herz und Hand redlich zugedacht haben; ſo aber nahm er ſich nicht gerade vor, ſie zu feſſeln, aber doch auch nicht, ſie frei zu laſſen. — Er hatte neben ihr auf einem Sopha Platz genommen, und ſprach — was man immer ſpricht, wenn man nichts ſprechen will oder kann — vom Wetter und der ſchönen Ausſicht. Zum Glücke beider kam der Mann zurück, und ließ ſich mit dem Oberſten in ein Geſpräch über Politik ein, womit ſich deſſen Beſuch für heute endigte.

„Das iſt ein ganz charmanter Mann, der Oberſt!“ ſagte Braunfels beim Schla-

fengehen zu ſeiner Frau, die ein verlegenes: O ja, ſtammelte. „Man ſieht es aber,“ fuhr er fort, „daß der Umgang mit Militärperſonen Dir was Fremdes iſt; denn — nimm mir's nicht übel, mein Kind — Du ſtandeſt bei ſeinem heutigen Beſuche ziemlich einfältig da, und es würde mir Leid thun, wenn der Herr keine andere Meinung, als ſeine jetzige, von Dir bekommen ſollte.“ Sophie ſchützte gehabtes Kopfweh vor, und hätte, wenn ſie Kopfbrechen für Kopfweh gebrauchte, volle Wahrheit geſprochen. Die Nacht brachte ſie ſo zu, wie ſie jede zum erſten Mal, und noch dazu unglücklich Verliebte zubringt; welches alles im Wörterbuche der Liebe, Artikel: Wachen, Seufzen, Weinen, Fürchten, Hoffen u. a. umſtändlich nachzuſchlagen iſt. — Den Morgen darauf kam Wellheim, ſich nach dem Befinden ſeiner Wirthsleute zu erkundigen,

und fand Madame Braunfels in einem Negligee, worin ihre Reize gar nicht negligirt waren. Sie war gesprächiger, als gestern, und man sah ihr an, wie gehorsam sie dem Winke ihres Mannes zu seyn strebte. Dieser war auch mit allem, was sie sprach, sehr zufrieden, Wellheim aber — als ein feiner Kenner — noch mehr mit dem, was sie nicht sprach. Auf den Mittag wurde er eingeladen, was er unter vielen Verbindlichkeiten annahm, und sich empfahl.

Mit lautem Herzpochen sah Sophie der Mittagsstunde entgegen; sie kam heran, und mit ihr der Liebling ihrer Seele. Er hatte seinen Platz neben ihr, und über Tische Gelegenheit, die feinste Urbanität und ein ihm eigenes Betragen gegen Damen zu entwickeln. Sie zeigte die volle Grazie ihres Geschlechts, von der Zartheit der ersten Liebe erhöht. Oft berührten sich ihre

Arme; und wäre Braunfels mehr Kenner, oder mißtrauiſcher geweſen, er würde aus dem gleichzeitigen Erröthen beider Manches geſchloſſen haben, was zu ſeiner Ruhe nichts beigetragen hätte. So aber ritt er ganz unbefangen ſein Steckenpferd, die Politik, und wollte in den zerſtreuten Antworten des Gaſtes manchen beſtätigenden Wink über ſeine Vermuthungen für die Zukunft finden. — Nach dem Kaffee ging man allſeitig zufrieden aus einander.

Wellheim hatte ſein Logis bei Braunfels auf unbeſtimmte Zeit. Sein Regiment hatte in der letzten Schlacht gelitten, und lag hier im Depot, ſich zu ergänzen. Er ſpeiſ'te gewöhnlich mit mehreren ſeiner Waffenfreunde im erſten Gaſthauſe der Stadt; doch war er wöchentlich ein Mal bei ſeinen Hausleuten zu Gaſte, und brachte faſt jeden Abend bei ihnen zu, was ſich Braun-

fels zur Ehre und seine Gattin zum Glück schätzte. Auch die Kränzchen besuchte er häufig, und war ein Gegenstand der allgemeinen Weiber-Anbetung. Sophie sah es, und war entzückt. Ohne noch ein Geständniß seiner Liebe, noch weniger seiner Treue zu haben, war sie durch manche stumme Beweise derselben doch so sicher, daß sie vor keinem Verluste zitterte; und die Huldigungen der Damen gegen ihren Liebling waren für sie eben so viele Triumphe ihres Geschmacks, als Trophäen ihres Sieges. Immer höher zwischen ihm und ihr stieg die Freundschaft, unter deren Schutzbatterien man die Schußbatterien der Liebe in ungestörter Ruhe aufwerfen konnte.

Braunfels, weit entfernt, sie zu unterbrechen, half vielmehr an den erstern treulich mitarbeiten. Der Graf schien ihm — außer der wirklichen Achtung gegen seine

Perſon und ſeinen Rang — ein Ableiter für manches Kriegsungemach, das unter ſo kritiſchen Umſtänden ſein Haus treffen konnte. Auch ſeine Politik fand bei demſelben ihre Rechnung. Ein Oberſt war für ihn ein Mann, der nothwendig mehr, als andere, vom Kriege wiſſen mußte, weil er ihn mit führen half; und er ſah mit Vergnügen, wie — durch einige Zufälle accreditirt — ſeine Kaſino- und Börſen-Orakel in merkliches Anſehen geriethen. Wem konnte er dies anders zu danken haben, als ſeiner muthmaßlichen Quelle, dem Oberſten? Zwar gab es in dieſen Verſammlungen manchen Schalk, der, wenn jener zufälliger Weiſe den Namen ſeiner Excellenz nannte, ſich nach der Stirn fuhr; allein dies bemerkte der Argloſe nicht, oder ſchrieb es einem ſträflichen Mißtrauen in ſeiner Politik zu.

Madame Braunfels hatte mit Well-

heim auch ihre Politik, die ſich aber von jeder andern dadurch unterſchied, daß beide politiſirenden Mächte einen und denſelben Zweck hatten. Was dieſer Zank eigentlich ſey, hatten ſie ſelbſt ſich noch nie erklärt. So viel war gewiß, daß er mehr in einem Vorrücken, als in einem Rückzuge beſtand. Beide ſahen in lieblicher Ferne ein ſchimmerndes Etwas, nach welchem ſie ſich magiſch hingezogen fühlten. Fragte ſich Wellheim: Könnteſt du dieſes Weib je verführen? ſo erſchrak er bei dem bloßen Gedanken; eben ſo Sophie bei der Frage: Könnteſt du je dich verführen laſſen? Ob es aber überhaupt erlaubt ſey, unter dieſen Verhältniſſen ſich zu lieben, vor dieſer Unterſuchung hatten beide einen natürlichen Widerwillen. Man lebte bei und mit einander, und fürchtete keine unreinen Folgen, weil man ſich keines unreinen Vorſatzes be-

wußt war. So verſtrichen drei bis vier Monate, in welchen das eigene und gegenſeitige Vertrauen immer höher ſtieg, und die Sichern eben dadurch dem Falle näher brachte.

Das neue Jahr kam heran, und bei ſeinem Eintritte ſchien Sophiens Schutzgeiſt ſich zu ſträuben gegen das Schickſal, deſſen Opfer ſie werden ſollte. — Braunfels gab ein prächtiges Abendeſſen, wozu mehrere Hausfreunde, der Oberſt und einige Offiziere ſeines Regiments geladen waren. Die ausgeſuchteſten Gerichte ſchmückten die Tafel; köſtliche Rhein- und Champagnerweine kreiſeten umher in vollen Bechern, die, von der Freude kredenzt, Freude und Wonne überſchäumten in die geöffneten Herzen der Gäſte. Die Unterhaltung war ungemein vielſeitig und munter, frei und ungezwungen. Auch Sophie und Wellheim, welche wie gewöhnlich neben einander ſaßen, fan-

den ihre Rechnung. Unbemerkter konnten sie sich anschauen, unbelauschter sich sprechen, bis die feierliche Mitternachtsstunde an den Aufbruch mahnte. Von dem Stadtthurme herab tönten die verhängnißvollen Zwölfe, Schüsse fielen, und auf den Straßen erhob sich der blinde Jubel der Glückwünschenden. Der Oberst und die Offiziere eilten, den Festungs-Commandanten zu einem Nachtballe abzuholen, und auch die übrige Gesellschaft empfahl sich.

Sophie hatte einen schweren Traum. Sie ging, so kam es ihr vor, durch eine öde Steppe, ohne zu wissen, wie sie dahin gekommen sey. Freudenlos lag es vor ihr in ausgestorbener Leere, von keinem freundlichen Strahle erleuchtet, von keiner freundlichen Stimme durchtönt. Aengstlich spähte sie um sich nach einem Führer, der sie leiten möchte aus dieser einförmigen Wüste;

da ziſcht es auf zu ihren Füßen, und ein holder Jüngling, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, ſteht vor ihren Blicken. Wer biſt du Wunderbarer? fragte ihn die Erſchrockene. „Ich bin," verſetzte jener „ein Genius, der deinen Wunſch erfüllen und dich leiten ſoll aus dieſer Einöde in paradieſiſche Gefilde." — Mißtrauiſch ſchauete ſie ihm ins Geſicht; aber die ſchönen offnen Züge des Himmliſchen beſiegten bald jeden Zweifel, und ſie folgte gläubig dem Führer. Hundert Schritte mochten ſie zurückgelegt haben, als ein tobender Strom vor ihnen hinrauſchte, über welchen ein ſchmaler, kaum Fuß breiter Steg führte. Jenſeits lag ſchimmernd in Gold und Marmor ein Pallaſt in einer bezaubernden Gegend. „Hier müſſen wir hinüber," ſprach der Führer, „jener Pallaſt iſt das erſte Ziel unſerer Wallfahrt." Ihr grauete vor Strom und Steg, noch

mehr aber vor der Leere hinter ihr, und zitternd, sich fest an ihren Führer schließend, schritt sie hinüber. Jetzt standen sie vor dem verschlossenen Pallaste, und der Jüngling griff in den Köcher, aus welchem, in Gestalt eines Pfeiles, ein Schlüssel hervorragte. Er versuchte ihn an mehreren Pforten, aber, o Schrecken! nirgends wollte er passen. Der Jüngling erblaßte und rief: „Ich habe den rechten Schlüssel verfehlt und muß eilen, ihn zu holen. — Harre hier; ein Flug, und ich bin wieder bei dir.“ — Er flog hin, und sie ließ sich, bebend an allen Gliedern, auf einen Rasen nieder. Da öffneten sich ihr gegenüber alle Fenster des Pallastes, aus deren jedem eine Schaar schlangenköpfiger Ungeheuer sie angrinst'te und in ein Hohngelächter der Hölle ausbrach. Wie vom Donner gerührt, fuhr sie auf, und — war erwacht.

Unter dem Fenſter ihres Schlafkabinets, welches auf den Garten ging, erhob ſich eine rauſchende Feldmuſik und entriß ſie den Eindrücken dieſes ſchreckenden Traumes. Es war eine Neujahrs-Galanterie des Oberſten, der ſich von nun an deutlicher bemühte, Sophien ſeine auszeichnende Aufmerkſamkeit zu beweiſen. Braunfels erhielt durch ſeine Vermittelung einige Regimentslieferungen, und war in dieſen Angelegenheiten öfters abweſend. Ohne ſeine Abweſenheit auf eine ſeiner Ehre nachtheilige Weiſe zu nutzen, kamen doch beide Liebende dadurch ſich immer näher, und es fehlte nur noch an einem Geſtändniſſe deſſen, was ſchon lange war. Aber auch dieſes ſollte in kurzem erfolgen.

Von einer Diviſion der königlichen Truppen, hieß es, war ein großer Sieg erfochten worden, und dem lieben Gott,

der — ähnlich manchen Großen — sich oft für etwas muß danken lassen, wovon er nichts weiß, wurde auch jetzt die Höflichkeit eines allgemeinen Festes und eines feierlichen Te Deum laudamus erwiesen. Ganz M. war in freudigem Aufruhr. Kirchengänge, Bälle und Gastereien suchten sich einander den Rang abzulaufen, und diese Gelegenheit ersah auch Wellheim, einen Beweis seiner Erkenntlichkeit gegen das Braunfels'sche Haus abzulegen. Herr und Madame Braunfels nebst einigen intimen Hausfreunden, männlichen und weiblichen Geschlechts, wurden von ihm auf eine Lustparthie eingeladen. Hierzu war ein prächtiges Landhaus ersehen, welches ein Freund des Grafen eine Meile von M. besaß, und diesem für den bestimmten Tag zu seiner Verfügung überließ. Gegen Mittag fuhr die Gesellschaft dahin ab, und vor dem Thore

geſellten ſich zu ihnen acht gleichfalls eingeladene Offiziere, welche zu beiden Seiten der Wagen ritten. So ging es im Galopp nach dem Landſitze hin, wo alles feſtlich vorbereitet war. Die Beſchreibung davon wollen wir indeſſen den deſkriptiven Herren überlaſſen, deren Stärke in dieſem Fache beruhet.

Nach einer kleinen Promenade in den nächſten Umgebungen des Landhauſes ging es zur Tafel. Ueppiger Luxus und raffinirender Geſchmack boten ſich bei dieſem Mahle die Hände, und man muß geſtehen, die Gäſte genoſſen ganz im Geiſte des Wirthes. Ernſt und Scherz, Verſtand und Laune, belebten die Unterhaltung, und jeder fand Gelegenheit, ſich in ſeinem vortheilhaften Lichte zu zeigen. Nur Sophie, die Gefeierte, war einſylbig und zerſtreut; was aber Wellheim nicht zu bemerken ſchien,

um der Andern Aufmerksamkeit nicht auf sie zu lenken. Er verwickelte bald Diese, bald Jene in ein Gespräch, und Sophie, die seine Anstrengung erkannte, dankte es ihm mit gerührtem Herzen. Wie froh war sie, als einer der Gäste das Signal zum Aufstehen gab, und einen Gang in den Garten vorschlug. In der That war dieser Garten voll wildromantischer Parthien, ganz für ihre Stimmung geschaffen. Das Unregelmäßige und Außerordentliche in der Natur schließt sich harmonisch an die gleiche Beschaffenheit unserer Seele, und erscheint wie eine dunkle Rechtfertigung ihres Zustandes. Sie erkennt, daß das Alltägliche nicht das einzig Mögliche und nicht das einzig Wahre sey, und schöpft aus dieser Existenz außer ihr Hoffnung für die analogen Erscheinungen in ihrem Innern. — So war es bei Sophien, die, sich selber

fremd, gern in das Fremde eintrat. Am Arme Wellheims und in Gesellschaft der Andern, ging sie sinnend daher, bis sie langsamer, als Jene, hinter derselben zurückblieb. Die tiefe Dunkelheit eines Bogenganges brachte sie plötzlich zu sich selbst. Sie sahe Wellheim ernst in's Auge, und sprach:

Wir verlieren uns hier auf einem einsamen und düstern Pfade, Herr von Wellheim; gebe Gott, daß er kein Sinnbild unseres Lebenspfades werde!

Wellheim (betroffen). Wie verstehen Sie das, meine Freundin?

Sophie. Die Deutung ist ziemlich klar, und ich müßte mich sehr irren, wenn ich sie Ihnen noch zu geben hätte. Ja, Wellheim, ich fühle es, die gemeine Weiberdelikatesse würde hier schweigen; ich aber, von einer größern beseelt, will sprechen, was

ich damit zögernd vielleicht zu spät thun würde. — Nennen Sie es Eitelkeit, wenn ich Ihre auszeichnende Aufmerksamkeit gegen mich über der Linie der Freundschaft zu erblicken glaube, nennen Sie es unzart, wenn ich Ihnen gestehe, die meinige gegen Sie auf eben demselben Punkte zu fühlen: es ist, und diese Gewißheit setzt mich über jede Furcht vor dem Scheine bei Ihnen hinweg. Wäre ich, was dieser Schein ankündigt: ich hätte sie ruhig fortgehen lassen, und meinen Triumph in Ihrem Geständnisse abgewartet. Ich komme Ihnen aber zuvor, und frage Sie: wohin soll unser gegenseitiges Betragen uns führen?

Wellheim. Wie, meine Theure, hätte sich in meinem Benehmen gegen Sie je was geäußert, das die strengste Tugend besorgt machen könnte?

Sophie. Nein; wenigstens nicht für

die Tugend, die Sie vielleicht einzig so nennen. Aber glauben Sie mir, Wellheim, wir ſtehen auf dem Punkte, uns dahin zu verlieren, wo meine und Ihre Tugend ihr Grab finden würden. Jedes Gefühl, das ich durch Sie meinem Manne entzöge, wäre ein Diebſtahl, und von jedem wären Sie vielleicht der ſträflichere Schuldner.

Wellheim (mit der vollſten Zärtlichkeit). Und iſt es nicht eben dieſe heilige Sorge, dieſe leiſe Scheu vor der Möglichkeit eines Vergehens, die Sie jedem Manne anbetungswürdig machen muß? Iſt nicht...

Sophie (ihn unterbrechend). Das iſt es, was ich gefürchtet habe. Das iſt die Blendlaterne, welche die Sünde ſo lange uns entgegen hält, bis wir, von dem gefährlichen Schimmer gelockt, ihr ſo nahe kommen, daß ſie mit dem Arme uns umſchlingen kann. In ſeiner irdiſchen Ge-

ſtalt wäre manches Weib dem Manne unverletzlich; er ſucht es aber zu vergöttern, um ſeine eigene Wünſche für überirdiſch zu halten, und es um ſo eher in's Verderben ziehen zu können. — Ich bitte Sie, Wellheim, ſehen Sie in mir nichts, als eine etwas mehr als gewöhnliche Frau, und den geheiligten Beſitz Ihres, wie meines Freundes. Auch ich werde es thun, und (indem ihr Thränen entfallen) ſollte mein Herz auch darüber brechen.

Wellheim. Ja, edle, herrliche Seele! Glühend, wie Du mich, liebe ich Dich. Ich läugne es nicht: längſt habe ich den Strahl Deiner, wie meiner Liebe erkannt; aber Der werde für mich ein Wetterſtrahl, der je eine unedle Flamme in mir entzündet.

Mit heißer Inbrunſt küßte er ſie auf die Stirn, und zog die Folgende zur Geſellſchaft zurück.

Dieſe fanden ſie um einen Tiſch gelagert, worauf der Kaffee in Schalen und der Wein in Gläſern perlte. Dieſem Zeitvertreibe, und einem andern, der Offiziere mit den Damen, mochten ſie es zu verdanken haben, daß ihr länzeres Ausbleiben, auch ſogar den Letztern, nicht aufgefallen war. Braunfels, der etwas über die Gewohnheit getrunken hatte, trat ſeiner Frau mit einem Glaſe in der Hand entgegen. „Fiekchen, Du lebeſt! Gelt, Schätzchen, das war einmal ein Tag? Und dieſer Garten ſo recht, wie Du immer einen gewünſcht hatteſt; wo ſich's nach Herzensluſt fantaſiren läßt, wie Du das Ding nennſt. Das dankeſt Du aber alles Sr. Erzellenz, unſerm Grafen. Habe ich Dir nicht immer geſagt, daß er ein ganz charmanter Mann ſey?" — Der Graf wandte ſich ab, Sophie ſah ihren Mann mit einem

ganz eigenen wehmüthigen Blicke an, und verlor sich zu ein Paar Freundinnen, die in einiger Entfernung spatzierten.

Die Sterne standen am Himmel, als man zur Stadt zurückkehrte.

Wellheims Schwur war in dem Augenblicke, wo er ihn Sophien geleistet hatte, ernst und redlich. Die Größe des Weibes, welches vor ihm stand, und eine dunkle Ahnung dessen, was er an ihr hätte thun können, erzeugten in seiner Seele ein Mitleid, das sich zu jedem Opfer entschlossen fühlte. Sophie, durch diesen Schwur beruhigt, sah seine und ihre Neigung zu etwas Höherem geadelt, welches, abgeschlossen von jedem Gemeinen, wie eine selige Insel in dem Meere ihrer Empfindungen ruhte. Sie setzten ihren Umgang auf eine freie und ungezwungene Weise fort. — Aber ein solcher Weg gleicht dem ungebahnten

Fußpfade, der, über die allgemeine Straße sich erhebend, an einem steilen Abhange hinführt. Nur ein beständiges Aufmerken und Anstrengen kann darauf erhalten. Ein augenblickliches Vergessen, und der Fuß gleitet ab, und fühlt sich auf der gebahnten Heerstraße. — So war es mit unsern Liebenden. Jedes glaubte, in dem ausgesprochenen Willen das Seinige gethan zu haben, ohne an die ewige, sich immer bewußte Fortsetzung desselben denken zu dürfen. Und so geschah es denn, daß sie nach einigen Umkreisungen bald wieder auf demselben Punkte standen, wovon sie ausgegangen waren. Wellheim hatte zugleich mit seinem Schwure den schüchternsten Gedanken seiner Seele ausgesprochen; er hatte einen Kuß auf die Stirn der Geliebten gedrückt — und somit war die erste und bedeutendste Barriere der Liebe überschritten.

Sophie hatte ſein Geſtändniß angehört, ſeinen Kuß geduldet: damit war auch bei ihr eine Schranke eingeſtürzt, die oft nur in dem Zweifelhaften eines Erfolgs beſteht. Der Rücken war von beiden Seiten gedeckt, und das Avanciren dadurch ungemein erleichtert, und dies geſchah, indeß Beide noch immer in ihren Standquartieren zu ſtehen glaubten. Zehn Mal am Tage ſagten ſie, ohne ein Wort zu ſprechen, wie theuer ſie ſich ſeyen, zehn Mal empfanden ſie dies Glück, ohne es ſich ſelbſt zu geſtehen. Oft las er ihr einen ſchön geſchriebenen Roman vor, und ergriff bei einer rührenden Stelle ihre Hand, oder drückte dieſelbe in der Begeiſterung wol gar an ſein Herz. Ihr ſtanden dann die Augen voll Waſſer, und indem ſie ſich vom Schickſale der Helden ergriffen glaubten, brachten ſie, ein Wonne- oder Thränen-Opfer ihrer Liebe.

Bei einer von Braunfelsens öftern Abweſenheiten wurde Sophie krank. Eine Erkältung, verbunden mit den beſtändigen Exaltationen ihres Geiſtes, zog ihr ein Nervenfieber zu. Anfangs ſchien es nicht ſehr bedeutend, gewann aber mit ſeiner Dauer einen höhern Grad von Gefährlichkeit. Mit derſelben ſtieg Wellheims Angſt, und das eingeſchloſſene Feuer ſeiner Liebe brach in vollen Flammen aus. Oft, wenn kein fremder Beſuch da und die Wärterin hinaus gegangen war, warf er ſich über die Bewußtloſe hin, und bedeckte den ſiedherheißen Mund mit Küſſen. Kehrte ihr Bewußtſeyn zurück, dann ſaß er, die Augen voll Thränen, vor ihrem Lager, und hielt zitternd ihre Hand in die ſeinige gepreßt. Sophie bemerkte ſeine Leiden, ſah ihn mit einem matten ſchmerz- und liebeſchweren Blicke an, und ſeufzte, lieber Wellheim! —

„Sophie!" rief er dann halb außer sich, „stirb nicht, oder Dein Gustav stirbt mit Dir!" Wenig fehlte, und er wäre krank, kränker, als sie selbst geworden. Nur die gewaltsamste Anstrengung, der Geliebten einen zärtlichen Pfleger zu erhalten, hielt ihn aufrecht. Seine Freunde erschraken über sein Aussehen, und die wahre Ursache blieb nicht ganz unvermuthet. Selbst Braunfelsen, welcher jetzt zurückkehrte, und von Schrecken über seine Frau erfüllt wurde, fiel die abgefallene Gestalt des Grafen auf, wozu eine traurige Familiennachricht den Vorwand hergeben mußte. — Allmählig aber erholte sich Sophie wieder, und in Wellheims Busen kehrte neues Leben zurück. Mit seiner Freude war er indessen behutsamer, als mit seinem Schmerze, und entging dadurch dem gewissen Verrathe seines Herzens. — Diese Krankheit verband

die Liebenden noch enger, und Theilnahme und Dankbarkeit vollendeten, was Neigung angefangen hatte.

Zur völligen Herstellung ihrer Gesundheit wurden Sophien Bäder und die reinere Landluft angerathen. Sie wählte einen drei Meilen entfernten Kurplatz mit äußerst romantischen Umgebungen. Ihr Mann begleitete sie dahin, und besuchte sie in Wellheims Gesellschaft wöchentlich ein Mal. In Abwesenheit Beider hatte sie Muße genug, sich mit der Erinnerung an Letztern zu beschäftigen, und erst die Trennung von ihm machte ihr die Unentbehrlichkeit seiner Nähe klar. Allenthalben vermißte sie ihn, und ihr Leben kam ihr wie ein Bruchstück vor, dessen schönere Ergänzung fehlte. Stundenlang saß sie auf der Anhöhe, welche die Landstraße nach M. überschaute, oder an einer Kaskade, die vom hohen Felsen

herabstürzte, und war verloren in dem Gedanken an ihn. Jedes Plätzchen, über das seine schöne Beredsamkeit sich ergossen hatte, war ihr heilig, denn es war eine Mahnung an ihre Dankbarkeit. „Ja, sprach sie oft, ich muß ihn lieben, den Mann, der mir zugethan ist mit der vollen Kraft seiner männlichen Seele, und doch zu bescheiden, einen Preis zu fordern. Er liebt hoffnungslos, so loh e ihm die Marter meines Herzens, der ich mich freiwillig für ihn übergebe." — Solche Schwärmereien spannten ihre ohnehin noch reizbaren Nerven immer höher, und bereiteten dieselbe auf einen Auftritt vor, welcher der letzte ihres glücklichen Lebens seyn sollte.

Eines Tages erhielt Graf Wellheim eine Staffette vom Hofe mit der Weisung, sich so schnell als möglich dahin zu begeben, und seine Verfügungen auf eine dreimo-

natliche Abwesenheit zu treffen. Er erschrak hierüber sehr, und ersuchte Braunfelsen, ihn zu seiner Frau zu begleiten, um von derselben Abschied zu nehmen. Braunfels war aber gerade von einem Geschäfte gefesselt, und bat ihn, die kleine Reise allein zu machen und Sophien in seinem Namen zu grüßen. Wellheim ritt des andern Tages nach dem Frühstück weg, und kam gegen Mittag in dem Badeorte an. Sophie saß eben wieder auf jener Anhöhe, und es fiel ihr, als sie ihn allein ankommen sah, wie ein Stein auf's Herz. Sie hielt dies für eine Besorgniß wegen ihres Mannes, flog hinab, und glaubte sich beruhigt, als sie die Ursache seines Ausbleibens erfuhr. Nun fiel ihr Wellheims Niedergeschlagenheit auf, er hatte aber sich vorgenommen, die Nachricht seiner Abreise so lange als möglich zu verschieben, und sie war zu diskret, um

in ihn zu dringen. Mittags speis'te man an der Wirthstafel, und gleich nach Tische wurde eine Spatzierfahrt nach einem Bergschlosse unternommen, welches, halb Ruine, durch eine Sage der Vorzeit berühmt war. Hier sollte ehemals, wie jener Gleichen, ein Ritter als Gatte zweier glücklichen Frauen gelebt haben, was in der That eine Merkwürdigkeit ist. Die dunkle Beziehung, welche in dieser Wallfahrt lag, hätte unsere Liebenden aufmerksam machen können, wäre ihre Deutung nicht vom Schleier des Fatums verhüllt gewesen. — Auf dem Schlosse war alles still und leer, nur ein greiser Verwalter kam ihnen freundlich entgegen, und war so gesprächig über die alten Geschichten desselben, daß man ihn selbst für einen Ueberrest jener Zeiten hätte halten sollen. Er führte die Fremden in ein verfallenes Zimmer, welches das Schlaf-

gemach des Ritters und seiner Frauen sollte gewesen seyn. Beide wurden nachdenkend, und gingen schweigend in den ziemlich verwilderten Garten. In einer Laube nahmen sie Platz, und hier begann ein Gespräch:

Sophie. Nein, Wellheim, länger halte ich es nicht aus. Dir ist ein Unglück, oder wenigstens etwas sehr Unangenehmes widerfahren. Darf ich um Mittheilung bitten? Mein geängstetes Herz dringt mit diese neugierige Forderung ab.

Wellheim. Ja wol, Sophie, ist mir ein Unglück widerfahren, und doch muß ich wünschen, daß es Dir nicht weniger nahe, als mir, gehen möge. — Ich muß auf drei Monate nach der Residenz, und morgen schon abreisen!

Sophie erblaßte und drohte umzusinken; Wellheim schloß sie in seine Arme, und drückte sie an den Busen.

Wellheim. Ich zögerte lange mit dieſer Entdeckung; endlich aber mußte ſie heraus. O, Sophie, wie werde ich leben können ohne Dich!

Sophie. Mein zerfleiſchtes Herz geht mit Dir, Guſtav; Du wirſt nicht allein ſeyn. Ich aber werde vergehen vor Schmerz.

Beide weinten heftig.

Wellheim. Laß uns einander nicht erweichen, Sophie; Deine Geſundheit fordert Faſſung. Die drei Monate werden langſam, aber ſie werden verſtreichen, und wir uns glücklicher wiederſehen.

Sophie war keiner Sprache mächtig. Wankend folgte ſie, auf Wellheim geſtützt, an den Wagen, und ließ ſich mechaniſch von ihm hineinheben. Halb bewußtlos lag ſie an ſeiner hochpochenden Bruſt, von ſeinen Armen umſchlungen. Es war ſpät, als ſie zurückkamen; ein Glas ſtärkenden Rhein-

weins brachte ihre entschwundenen Lebensgeister zurück.

In Westen war die Sonne hinabgesunken; nur leichte Purpurstreifen flammten, wie Spuren eines schönen Lebens, noch am Horizont. Eine tiefe Ruhe herrschte in der Luft, und aus den Gebüschen tönten wetteifernd Nachtigallen ihr liebeflötendes Abendlied. Das Heer der Sterne zog auf wie ein feiernder Chor am dunkeln Gewölbe, und die verjüngte Luna trat mit zarter Schüchternheit aus Silberwölkchen hervor. Ein Hauch der Liebe wehte durch die Stille.

Da ging Wellheim mit Sophien am Saume des Pappelwäldchens hin, dem einsamen Wasserfalle zu. — Sie wollten den Genuß dieses Tages in seine längste Dauer ausdehnen. — Hatte sich aber jener, um die Geliebte bei Fassung erhalten, bisher

Standhaftigkeit errungen, so verließ ihn diese jetzt, dem Momente des Scheidens so nahe; und er sank von der künstlichen Höhe seines Muthes herab in die bodenloseste Verzweiflung. Er warf, als sie bei der Kaskade angekommen waren, sich hin, und riß die stumme Dulderin, wie im Wahnsinn, zu sich ins Gras. „Gustav!" rief sie erschreckt, „Du bist außer Dir!" „Du solltest mich aufrichten, und beugst mich darnieder!"

Wellheim. „Kann ich anders? Gott weiß, ich habe gekämpft und gerungen, so weit meine Kraft ging; weiter geht sie nicht. Du bist das erste Weib, das tief in meine Seele griff, das den Zweck meines Daseyns mir begreiflich machte. Und dieser Zweck sollte so ganz verfehlt seyn! Ich sollte keine Spur mit mir hinwegnehmen aus dem Himmel, der Dich umgiebt!"

Sophie. Und was könnte Deine, ſelbſt unglückliche Sophie Dir geben? Welchen Troſt ſoll ſie Dir reichen, die ſelbſt troſtlos iſt!

Wellheim. Die Ueberzeugung, daß ich ewig leben werde in Dir, daß Du nicht vergeſſen werdeſt der Stunden, da ich für Dich litt namenloſe Qualen, und vor Dir verging in meiner Liebe.

Sophie. Unglücklicher! und dieſe Ueberzeugung ſoll ich Dir erſt geben? Iſt meine eigne Vernichtung Dir nicht Bürge Deines ewigen Lebens in mir?

Wellheim. Das Wort iſt vergänglich, wie der Gedanke, und die Erinnerung an ſie noch vergänglicher. Ein Pfand verlangt die getrennte Liebe, woran ſie ſich labe in den Stunden troſtloſer Einſamkeit, ein Bild, das ihr vergegenwärtige den geträumten Beſitz.

Sophie. Und bin ich nicht selber dieses Pfand, nicht selber das Bild Deiner, wie meiner Liebe?

Wellheim. Das bist Du, aber ein kaltes Bild, keine glühende Erinnerung knüpft sich daran fest. Nie habe ich Leben gesaugt aus Deinem schönen Munde, nie geruht an dem Herzen, darin alle meine Hoffnungen und Seligkeiten ruhen. Wehe mir! ich kenne nur die Leiden, nicht das Glück der Liebe!

Er preßte sie ungestüm an sich, und bedeckte ihren Mund mit wüthenden Küssen. Der Wasserfall rauschte in den Schall seiner Küsse, ein warmes wollüstiges Lüftchen spielte schmeichelnd um sie her, und in der Nähe verhallten die hinsterbenden Laute einer Nachtigall.

Ueber das Pappelwäldchen herüber zitterte der dumpfe Klang einer Klosterglocke,

und weckte die Betäubten aus ihrem Zauberschlummer. Sophie richtete sich auf und sprach mit einem Tone, welcher zwischen Ernst und Wehmuth schwebte: „Mögen die Trümmer meiner Tugend die Stützen Deines Glückes werden; gern will ich dann verloren haben, was kein Gott mir wiedergeben kann.“ — Mit der Beredsamkeit eines Glücklichen suchte Wellheim sie über ihr Opfer zu beruhigen; sie aber ging stumm und in sich versenkt neben ihm in ihre Wohnung zurück. An der Thür sagte sie: „Erspare mir, im Glanze der keuschen Lichtesflamme vor Dir zu stehen. Geleit' Dich Gott und schütze Dich vor Reue!“ Er hatte den Muth nicht, einzutreten, schloß sie weinend an's Herz, und stammelte ihr ein Lebewohl. Als die geliebte Erscheinung seinen Blicken entschwunden war, ließ er sich sein Pferd vorführen, und flog in be-

täubter Trunkenheit nach der Städt. Es war Mitternacht, als er daſelbſt anlangte.

Morgens darauf beſuchte ihn Braunfels auf ſeinem Zimmer. Er empfing denſelben, wie ſehr er ſich auch zuſammennahm, nicht ohne ſichtbare Verlegenheit. Wie befindet ſich meine Frau? fragte Braunfels haſtig. „Sehr wohl, und läßt ſie ſchönſtens grüßen; mich aber treffen Sie in einiger Verſtimmung und Zerſtreuung. Meine Abreiſe iſt auf dieſen Nachmittag feſtgeſetzt, und ich habe noch Vieles in Ordnung zu bringen.“ —

Der gute Braunfels lud ihn auf den Mittag als zum Abſchiedsmahle ein, er aber ſchlug es unter dem Vorwande dringender Geſchäfte aus. Um zwei Uhr Nachmittags reiſ'te er in Begleitung eines Dieners ab. — Sein Logis, für welches er Miethe zahlte, behielt er ſich bis zur Rückkunft vor.

Sophie hatte eine peinliche Nacht. Beglückte Liebe und verletzte Pflicht ſtanden ſich in ihrer Seele feindlich gegenüber, und machten ſich dieſelbe wechſelsweiſe als ihren Kampfplatz ſtreitig. Sie hatte ein unſträfliches Bewußtſeyn, den Stolz eines unbefleckten Weibes, hingegeben und ſich den Vorwürfen ihres Gewiſſens bloßgeſtellt. Sie konnte nicht mehr mit jener Zufriedenheit um ſich herblicken, welche allein aus der ungetrübten Seelenruhe fließt. — Dafür aber hatte ſie ſich einem Geliebten verbunden, ohne welchen — das fühlte ſie tief — jedes andere Glück für ſie ein Unding war. Ohne jenen Augenblick für ſich ſelbſt in Rechnung zu bringen, mußte ſie ihn deſto höher in Hinſicht Wellheims anſchlagen. Er hatte ſie lange rein und abſichtslos geliebt. Er, welcher ſo viele Anſprüche auf Lebensfreuden hatte, dem ſie unter ſo mancher-

lei verführerischen Gestalten entgegengekommen waren, verwarf sie alle, um bei der Geliebten zu entbehren. Aus allen Gesellschaften, aus allen Verhältnissen verbannt, mit welchen sie nicht in der engsten Beziehung stand, schloß er sich einzig an die Einzige an, und fühlte durch einen Blick sich entschädigt. Theilnahme und Dankbarkeit, und endlich ein unvorgesehener Zufall brachten ihn dahin, wo er nie planmäßig hinzukommen hoffen durfte. Konnte sie den Heißgeliebten hinziehen lassen in der unendlichen Qual seines Herzens, ein Raub der verzehrendsten aller Leidenschaften? Vergab er, vergab sie sich etwas durch das, was nur voraussetzungsweise herabwürdigt? —

Die Sophie nach dem Falle, sehen wir, philosophirte ganz anders, als jene vor dem Falle, dies ist aber der Gang unserer Pseudo-Vernunft. Die Menschen sind

geborne Alliirte der Tugend, und geben ihr — als einer allgemein reſpektiven Macht — ihre Gedanken, Empfindungen und Handlungen in Sold, unterſtützen auch dieſe — wenn ſie angegriffen werden — als ihre Truppen, mit Nachdruck. Erhebt ſich aber bei ihnen ein Privatintereſſe, oder haben ſie gar aus Uebereilung etwas gethan, was jener Tugend-Souveränität zuwiderläuft, dann berufen ſie in aller Eile ihre Hülfstruppen zurück, und bilden daraus eine förmliche Oppoſitions-Armee, die das eben ſo nachdrücklich beſtreitet, was ſie vorher vertheidigt hatte. Dies war auch der Fall bei Sophien, welcher eine glänzende Zukunft noch überdies mit neuen Verſtärkungen ſchmeichelte. Sie war nicht ruhig, aber ſie wollte es ſeyn, und nahm ſich feſt vor, es zu ſcheinen. In dieſem Geiſte begegnete ſie ihrem Manne, als er ſie zu An-

fang der nächsten Woche besuchte. Ihr Benehmen gegen ihn war nicht ängstlich; es nahm nur, um sich keine materielle Schuld zur Last kommen zu lassen, eine größere Aufmerksamkeit an.

Tief erschüttert wurde aber ihre Standhaftigkeit, als sie nach einigen Wochen die Folgen jenes Vergessens spürte. Gott! welche schreckliche Empfindung lag für sie in einer Entdeckung, die sie noch vor kurzem zur glücklichsten der Frauen gemacht haben würde! Wie sollte sie mit dieser Nachricht ihrem Manne entgegentreten, der mit derselben Entzücken in ihren Mienen suchen, und bleiches Entsetzen darin finden mußte. Jetzt hatte sie ihm nicht mehr bloß zu verschweigen, sie mußte ihn betrügen; mußte ihm in ihrer Schuld eine Freude verkaufen, und in jeder Aufwallung derselben ihre Verdammniß erblicken. Jetzt war es kein

ideales Vergehen mehr, darüber ein skeptiſches Gewiſſen ſich wegſetzen konnte; es ſtand da wirklich in der Wirklichkeit, mit der ganzen Laſt einer unendlichen Folgekette. Dieſe Betrachtung würde ſie völlig niedergedrückt haben, hätte ihr die mitleidige Freundin aller Unglücklichen, die Hoffnung, nicht auch dies Mal tragen helfen. Der Gedanke an Wellheim, an die Freude, die er bei dieſer Nachricht empfinden würde; die eigentlichſte Erfüllung ſeines Wunſches ein Pfand ihrer Liebe zu erhalten — gab ihr Muth und Kraft, vor ihrem Manne zu erſcheinen und ihn mit ihrer Lage bekannt zu machen. Wie ein Unſinniger ſprang dieſer im Zimmer umher, und drückte ſein Fiekchen mit ſtürmiſcher Wonne ans Herz. Die Schamgluth ihrer Wangen hielt er für das Morgenroth ihres Glücks, und ihr Leben für das Leben der Hoffnung.

Ach! sie wankte nur noch auf einer Stütze, die bald unter ihr brechen sollte.

Wellheims Sendung war an einen fremden Hof gerichtet, welcher für das Interesse des seinigen gewonnen werden sollte. Seines Vaters Einfluß wußte ihm den Posten eines außerordentlichen Botschafters zu verschaffen, um durch den glücklichen Erfolg — den er etwas voreilig voraussetzte — dem Obersten neue Ansprüche auf Beförderungen zu erwerben. Sein Weg führte nach der Residenz, woselbst er sein Kreditiv erhielt, und — von den Lehren des Vaters und den Hoffnungen der Mutter begleitet — seine Reise weiter fortsetzte. — Sophiens Bild wich nicht aus seiner Seele. Er empfand den ganzen Werth ihres Opfers, und die Reue, die es ihr kosten mochte, hätte beinahe eine eben so starke bei ihm erzeugt. Um wel-

chen Preis hätte er es nicht zurückgekauft, so angenehm ihn die Erinnerung daran auch beschäftigte! Wie verlangte ihn nach der ersten Nachricht von ihr! Er schrieb, sobald er an seiner Bestimmung eingetroffen war, an Braunfels, und erkundigte sich mit so viel Wärme, als der Anstand erlaubte, nach dessen Frau. An sie besonders wagte er nicht zu schreiben, weil er erstens ihr den Brief durch einen Dritten hätte zustellen, und ihr Ruf dadurch gefährdet werden müssen, und zweitens, weil das Nichtberühren eines gewissen Punktes für sie eben so unangenehm, als das Berühren gewesen wäre. Es dauerte lange, bis er von Braunfels Antwort erhielt und mit derselben zugleich die Nachricht von Sophiens Schwangerschaft. Man denke sich den Eindruck, den diese auf ihn machen mußte! Sophie selbst hatte, wie es schien, mit zit-

ternder Hand einen Gruß beigelegt, den er hundert Mal an die Lippen drückte. „Ja" rief er begeistert, „jetzt, du Herrliche, bist du mein; die Natur selbst hat auf unsern Bund ihr heiliges Siegel gedrückt." Er war außer sich vor Freude.

Aber mit seinen Unterhandlungen bei Hofe ging es nicht nach Wunsch. Schwierigkeiten ohne Zahl wurden ihm entgegengesetzt, und ließen einen ungünstigen Erfolg ahnen. Von Woche zu Woche, von Monat zu Monat verlängerte sich sein Aufenthalt, ohne daß er in seinen Negoziationen um einen Schritt vorgerückt wäre. Die Ungeduld, seine Geliebte wieder zu sehen, dehnte ihm die Wochen zu Monaten und die Monate zu Jahren aus. Der laue indirekte Briefwechsel mit ihr war ihm geringe Entschädigung. Da erhielt er von seinem Hofe den plötzlichen Befehl, seine

Verhandlungen abzubrechen und ſich an denſelben zurückzubegeben. So ſehr er in der Abſchiedsaudienz bei dem derzeitigen Fürſten ſein Bedauern über dieſe Unterbrechung zu äußern ſuchte, hatte er Mühe, die Freude darüber zu verbergen. Bei ſeiner Rückkunft in der Hauptſtadt übergab er dem Miniſterium eine umſtändliche Relation ſeines Geſchäftes, erhielt von dem Monarchen eine Belobung ſeines, obgleich mißlungenen, Eifers; zugleich aber auch die Weiſung, ſich zu ſeinem Regimente zu verfügen und mit demſelben binnen acht Tagen M. zu verlaſſen. Der Krieg hatte inzwiſchen eine ungünſtige Wendung genommen, und man glaubte ſein Kriegertalent im Felde nöthiger, als ſein politiſches im Kabinet zu haben. Das hieß heilen und verwunden zugleich. Er ſollte Sophien wiederſehen, um ſie auf's Neue und eine noch unbeſtimmtere Zeit zu

verlaſſen. Indeſſen wurde der entferntere Schmerz durch die nähere Freude verdrängt, und er flog nach M. — Man denke ſich dieſes Wiederſehen! Braunfels war nicht zu Hauſe, und Sophie ſtand, als er unangepocht eintrat, vor dem Sopha beſchäftigt, den Rücken der Thür zugewandt. Er ſchlang raſch beide Arme um ſie, und rief jubelnd ihren Namen aus. Wenig fehlte, und ſie wäre in ſeinen Armen geblieben. Die unmäßige Freude macht, wie der unmäßige Schmerz, unbeſonnen. Erſt jetzt ſah er ſeine Uebereilung ein; er wollte überraſchen und hätte beinahe getödtet. Sie erholte ſich aber bald wieder, und — hier lege ich die Feder nieder; eine geſchicktere, als die meinige, mag dieſe Scene vollenden.

Es muß ein eigenes Gefühl ſeyn — Gott im abſoluten, den Souveränen der

Erde im bedingten Sinne zuſtändig — die unbefangene Freude eines Menſchen anzuſehen, deſſen trauriges Schickſal entwickelt vor ihrem Blicke und hingegeben in ihre Macht, daliegt. Ich möchte bei einem ſolchen Geheimniſſe um alles in der Welt nicht Vertrauter eines Fürſten ſeyn. Bei der Vorſehung freilich, welche, über den zeitlichen Schmerz hinwegſchauend, die erfreuliche Frucht jedes Scheinböſen erblickt, mag auch das daraus entſpringende Mitgefühl modificirt oder gar aufgehoben werden. Keine Kataſtrophe iſt für ſie die letzte, und die Empfindung, welche eine unendliche Folgenkette des Guten und Böſen begleiten mag, iſt eben ſo wenig, als die Unendlichkeit ihres Gegenſtandes, zu ermeſſen. Bei dem Menſchen aber, für den das ſcheinbar letzte Uebel auch ein abſolutes iſt, muß die Einſicht in daſſelbe án-

ſerſt eindrückend ſeyn. Der alte Piccolomini ſagt zu ſeinem Sohne (in Schillers Wallenſtein):

— — bin ich deiner Faſſung auch gewiß?
Wirſt du's vermögen, ruhigen Geſichts,
Vor dieſen Mann zu treten, wenn ich dir
Sein ganz Geſchick nun anvertrauet habe?

Der Dichter, als Repräſentant des Fatums, muß in ſolchen Fällen eine gewiſſe Wehmuth empfinden, oder er iſt kein Dichter.

Wellheim hatte Sophien behutſamer, als bei ſeiner Erſcheinung auf den nahen Abſchied vorbereitet, und verſicherte ihr, nach einigen Monaten wieder zurück zu ſeyn. Sie erblaßte aber dennoch bei dieſer Nachricht; eine tiefe Ahnung durchſchauerte ihr Weſen. Braunfels trat ein, umarmte den Angekommenen herzlich, und war, als er die Kürze ſeines Beſuchs erfuhr, empfind-

sam gerührt. Jener mußte versprechen, die acht Tage seines Aufenthalts ihr unausgesetzter Gast zu seyn, was er willig that. Man genoß sich in jeder Hinsicht, und die Scheidestunde war da, ehe man sich's versah. Es war eine traurige Stunde! Des Grafen Regiment stand in Reihen aufgestellt, und schimmernd im Glanze der Waffen vor dem Hause; er ritt musternd hindurch, und theilte Befehle an die Offiziere aus. Dann saß er ab, und eilte in das Haus. Braunfels drückte ihn ans Herz, und Sophie, ihrer nicht mehr mächtig, hielt ihn, heftig weinend, einige Minuten umklammert. Er küßte sie halb betäubt auf den Mund, und hatte kaum Muth, sich loszureißen. Das Wiehern und Stampfen der Rosse brachte ihn zu sich, er flog hinaus, und saß zu Pferde. Ein schmetternder Kommandoruf, ein vielstimmiger Trompe-

tenstoß, und das Regiment flog zum Thore hinaus.

Sophie fühlte sich so angegriffen, daß sie das Bett hüten mußte. Ihr Benehmen bei Wellheims Abschied, und dessen Einfluß auf ihren sonst starken Körper, machten Braunfels aufmerksam. Und in der That mußte der Argloseste es werden. Solche Folge mußte eine bedeutende Ursache, solch ein Wogensturz der Empfindung eine weiter entlegene Quelle haben. Diese Anhänglichkeit konnte nicht von heute und nicht von gestern herrühren. Er sann nach, und es fiel ihm wie Schuppen von den Augen; er theilte seine traurige Entdeckung einer Freundin seiner Frau mit, deren Bitten, sich an diesen Abgrund nicht zu wagen, ihn mehr vor- als rückwärts trieben.

Der Argwohn ist wie ein Schneeball; er wächst auf seinem Laufe. Tausend un-

ſchuldige Kleinigkeiten aus den frühern Zeiten von Wellheims Bekanntſchaft wurden zu Erheblichkeiten, und machten ihm deſſen Verſtändniß mit ſeiner Frau klar.

Sein Verdacht wagte ſich bis vor den heiligen Vorhang der ehelichen Myſterien, und blieb hier voll gräßlicher Zweifel ſtehen. — Sophie ſah in deſſen Betragen nur zu deutlich den Zuſtand ſeines Innern, und fühlte ſich dadurch vollends zu Boden gedrückt. Sie wurde kränker und kränker, und glich im achten Monate ihrer Schwangerſchaft nur noch einem Gerippe. Alles deutete bei ihr auf die höchſte Geiſtes- und Körperzerrüttung.

Eines Tages, als ſie eben mit dem düſtern Braunfels allein war, brachte der Briefträger einen ſchwarzgeſiegelten Brief. Jener erbrach ihn, und las laut die Worte von — Wellheims Vater. Dieſer meldete

den Tod seines tapfern Sohnes im ersten Treffen, und ersuchte um dessen zurückgelassene Effecten und Papiere. Braunfels erschrak, und Sophie stürzte mit einem lauten Schrei zu Boden. Es dauerte lange, bis man sie wieder zu sich selbst bringen konnte; eine Stunde darauf folgte ihre Entbindung von einem todten Knaben. — Ein hitziges Fieber stellte sich ein, welches ihren gräßlichen Seelenzustand deutlich aussprach und die Umstehenden mit Schauder erfüllte. Sie schien einzig mit Wellheim beschäftigt, und rief ihn in den kläglichsten Ausdrücken zurück. Oft rang sie verzweiflungsvoll die Hände, und schrie jammernd. „Gustav! unser Kind! Braunfels bringt es um!" Braunfels verließ scham- und zornglühend das Zimmer. Kein Besuch, außer dem Arzte, wurde angenommen; sie war der Wärterin allein überlassen. Man zwei-

felte an ihrem Aufkommen; aber ihre kräftige Natur erholte sich wieder, um schrecklicher zu erliegen.

Ihr war es, da ihre Besonnenheit zurückkehrte, als sey alles um sie her eine hohle Leere, in welcher sie als einsamer Schatten umherschwebte. Alles, was ihr theuer war; lag unerreichbar von ihr entfernt; nur ein lustiges Traumband hielt sie damit zusammen. Ihr Geist rang vergebliche Kämpfe, den Gebilden der Erinnerung Gestalt und Wirklichkeit zu geben; und gelang es ihm zuweilen, den Schleier der Fantasie zu zerreißen, so stürzte sie vor dem Anblicke des fürchterlich Wahren zusammen, um auf's Neue in ihren dumpfen Zustand zurückzusinken. Ihr kam es vor, als sey sie von ihrem Manne durch alle Ewigkeiten her verstoßen gewesen, und kein Wunsch, sich zu ihm zu erheben, regte

ſich in dem kraftloſen Herzen. Jeder Hoffnungsſchimmer erſtarb in ſeiner bodenloſen Tiefe, in welche kein Strahl jener frühen, täuſchenden Sophismen fiel. Die Möglichkeit der Sünde war aus ihrem ausgeſtorbenen moraliſchen Daſeyn verſchwunden, und die Reue hatte ihren dunkeln Beſitz darin genommen. Ihr Körper gewann durch die Kunſt des Arztes an Kraft, und mit ihm zugleich die Furien ihres Gewiſſens an Stärke. Jeder Pulsſchlag war ein Schritt näher zum Wahnſinne, welcher nach einigen Wochen ſich wirklich einſtellte. Alle Mittel, die man zu ihrer Heilung aufbot, waren vergebens. Ihre Stunde war gekommen, die unterirdiſchen Mächte riefen ſie hinab, das Opfer fühlte ſich dem Opfer nachgezogen.

An einem Abend, da Braunfels ausgegangen war, und die Wärterin ſie auf

einen Augenblick verlaſſen hatte, ſchlich ſie ſich aus dem Zimmer, und im Dunkel der hereinbrechenden Nacht aus dem nahen Stadtthore. Ihr Weg ging nach jenem Badeplatze, nach jenem unglücklichen Waſſerfalle, welcher in den Wiegenſchlummer ihrer Tugend gerauſcht hatte. Der Wahnſinn beflügelte ihre Schritte, nach Mitternacht befand ſie ſich an der Stelle. Alles war wieder wie damals; die Nachtigall ſchlug aus dem nahen Gebüſche, daſſelbe Lüftchen ſchien hier zu wehen, und der Mond ihrem entſetzlichen Vorſatze zu leuchten. Sie blickte in der Gegend umher, ſah nach den Sternen auf, und die ganze Gewalt einer ſchaudernden Erinnerung faßte die Unſelige. „Guſtav! mein Kind! ich komme zu euch!“ ſchrie ſie in einem herzzerreißenden Tone — und die Wellen trugen ihre unglückliche Beute davon.

Als die Wärterin ins Zimmer zurückkam und Sophien nicht darin fand, erregte sie im ganzen Hause Lärm. Braunfels kam eben zurück, und hörte den Vorfall mit Schrecken. Eine Ahnung des Entsetzlichen flieg in ihm auf; aber Niemand hatte die Entwichene gesehen, und keine wahrscheinliche Spur ihres Weges war vorhanden. Die Anzeige eines Fischers machte am dritten Morgen den vergeblichen Nachsuchungen ein Ende. Braunfels war tief erschüttert, und folgte weinend der einsam bestatteten Leiche. — — Ein Schleier falle über seinen Schmerz.

Der Findling.

In geringer Entfernung von Copenhagen, der Hauptstadt Daniens, liegt von der Heerstraße ab das Dörflein P., versteckt in dem Schatten eines Eichenwaldes. In diesem Dörflein aber wohnte vor vielen Jahren ein Bauer, Namens Byrsen, mit seinem Weibe; glücklich durch die Liebe und zufrieden durch den Ertrag täglicher Arbeit. Eines nur schmerzte sie tief: das Ausbleiben des Ehesegens, den ihnen der Herr nach vieljähriger Verheirathung noch immer versagte. Still, wie Hanna, flehte

die Frau zum Herrn: daß er ihr ſchenken möge des Leibes Frucht; und doppelt, wie der Mann der Propheten-Mutter, liebte Byrſen ſein Weib ob dieſer ſchmerzlichen Entbehrung. Und ſieh: es gedacht' ihrer endlich der Herr, und gewährte ihre inbrünſtige Bitte; denn als Beide ſchon weit vorgerückt waren im Alter und jegliche Hoffnung ſchier verſchwunden ſchien, fühlte das Weib ſich plötzlich ſchwanger, und genas eines Söhnleins. Und es freuten die Eltern ſich ſein über die Maßen, und liebten es wie den Apfel ihres Auges. Das Söhnlein aber war lieblich anzuſchauen, wie der junge Mond, und guckte aus zwei großen blauen Augen gar vertraulich und fromm in die Welt. Und es freute ſich des Knäbleins, wer es ſah, und pries glücklich die Eltern, welche der Herr bedacht hatte in ihrem Alter. Sie ſelbſt wußten ihrer Freude

kein Ziel zu finden, und arbeiteten nun mit doppeltem Fleiße, auf daß es dem Lieblinge ihres Herzens an nichts fehle und er dereinst ein Angedenken behalte ihrer Liebe. Um aber in ihrer Arbeit für den Knaben nicht durch ihn gestört zu werden, nahmen sie ihm ein junges Mägdlein, das seiner warten sollte den Tag über und ihn pflegen mit Liebe. Und das Mägdlein erfüllte den Dienst mit gewissenhafter Treue, und gewann den Knaben lieb, wie ihren eigenen Bruder. Sie tändelt' und scherzte mit ihm, trug ihn stundenlang hinaus ins Freie und erzählte ihm Mährchen und alte Sagen. Das Knäblein aber, obgleich erst anderthalb Jahr alt, horchte auf, als ob es die Worte begriffe, und lächelte dabei gar klug und verständig.

Und es geschah an einem heißen August-Nachmittage, daß das Mägdlein mit

dem Knaben hinaus ging nach der Heerstraße, welche führt gen Daniens Hauptstadt. Und dicht an der Heerstraße stand ein Ziehbrunnen auf dem Felde, da pflegten die Hirten des Abends zu tränken ihre Heerden. Jetzt aber war alles einsam auf dem Felde, und das Mägdlein setzte sich nieder mit dem Knaben unter den Schatten des Baumes, der da stand neben dem Brunnen. Und als sie eine Weile da gesessen hatte, spielend mit dem Knaben, da kam die Heerstraße entlang ein Mann mit Bären, Affen und andern seltsamen Thieren. Da es aber nicht schien, als ob er an dem Brunnen vorüber ziehen, sondern als ob er ablenken wolle auf einen Seitenweg, so ward die Neugierde des Mägdleins rege, und es gelüstete sie gar sehr, die seltsamen Thiere in der Nähe zu schauen. Und um ihren Pflegling keiner Gefahr aus-

zuſetzen und vielleicht auch um ſchneller von dannen zu kommen, ſetzte ſie Jenen in den trocknen Eimer des Ziehbrunnens, welcher herauf gezogen war und feſt ſtand auf dem Gemäuer des Brunnens. Alſo vermeinte ſie das Kind gar wohl geborgen und ging in der Einfalt ihres Herzens von dannen, ſich noch manchmal umſchauend nach dem Kinde. Als ſie aber gekommen war zu dem Thiertreiber und Jenes nicht mehr erſchauen konnte, da regte ſich das Knäblein in dem Eimer und geberdete ſich ſo heftig, daß der Eimer abglitt und hinunter ſank in den Brunnen. Zum Heile des Kindes aber ſtand das Waſſer im Brunnen nicht hoch, alſo daß Jenes zwar naß, aber nicht ertränket wurde.

Es begab ſich aber, daß im ſelbigen Augenblicke ein vornehmer ſchwediſcher Graf mit ſeinem Weibe vorüber fuhr und ſchreien

hörte das Kindlein. Absteigen mußte sogleich der Diener und sich umschauen nach dem Schreienden. Als der nun nachging dem Schalle, da ward er gar bald des Kindleins gewahr, das da heraufschrie aus dem Brunnen. Und als er empor gewunden hatte den Eimer und den Knaben herausgenommen an die frische Luft, da stiegen auch der Graf und die Gräfin aus dem Wagen, und betrachteten gerührt das liebliche Kindlein. Es hörte aber alsbald auf zu schreien, lächelte freundlich aus den großen blauen Augen, und streckte die Aermchen sehnlich aus nach der Gräfin. Diese nahm es sofort auf ihren Arm, küßt' es drei Mal auf die Stirne, und trug es selber nach dem Wagen. Hier wurde sogleich hervorgesucht reines Linnen, das Kindlein hineingelegt und sanft zugedeckt mit einem Tuche der Gräfin. Und als man sich allent-

halben vergeblich umgesehen in der Gegend, ob Einer vorhanden sey, der Aufschluß geben könne über den Findling; da meinte der Graf und die Gräfin: es müsse eine herzlose Mutter die Frucht ihres Leibes von sich gethan haben in böslicher Absicht. Diesemnach beschlossen sie denn, das hülflose Geschöpf mit sich zu nehmen und es zu retten vom Verderben. Und es geschah also. — Als aber unter Weges die Gräfin gar zärtlich kos'te mit dem Kindlein und ihr die Thränen dabei über die Wangen herab liefen, da fragte sie ihr Gemahl: Was weinst Du, Liebe? Und was nimmst Du Dir so sehr zu Herzen? — Sie aber antwortete und sprach: „mein lieber Herr und Gemahl! ich weine über dieses Kindlein, und nehme mir sein Loos gar sehr zu Herzen. Ach, warum mußte der Herr uns seinen Segen versagen und ihn schenken

an Eine, die ihn so schnöde zurückweiset!" — Aber der Graf verwies ihr diese harte Rede, und strafte ihren Murrsinn. „Wie, sprach er, Du willst Dich auflehnen wider Gott und tadeln seine Fügung? Ihn, dessen Thun nur Liebe ist und der gerecht ist in all' seinen Wegen! Ja, giebt er Dir nicht in diesem Augenblicke einen Beweis seiner Gnade, indem er dieses hülflose Kindlein durch Dich dem Untergange entziehet und es legt an Deinen kinderlosen Busen! Verstehe doch nur seinen Wink und danke ihm mit Thränen." — Also redete der Graf, und seine Gemahlin schämte sich und beugte ihr Antlitz erröthend nieder auf das lächelnde Kindlein. „Ja, sprach sie zu demselbigen, Gott hat mir in Dir einen reichen Ersatz gesendet für meine bisherige Entbehrung. Du sollst fortan unser Sohn und wir wollen seyn Deine zärtlichen Eltern, die Dich

pflegen mit Liebe. Darob sey Lob dem Herrn und gepriesen sein Name!" — Also sprechend drückte sie bald ihren Gemahl bald das Kindlein ans Herz, und der Graf herzte Beide wieder und gelobte zu seyn ein Vater dem Knaben. — Also setzten sie fort ihre Reise nach Daniens Hauptstadt, woselbst sie ihre Geschäfte in Eil abthaten und dann mit reichem Gemüthe rückkehrten nach Schweden, ihrer Heimath.

Als aber Byrsens Dienstmägdlein zurückkehrte von den Thieren und in der Ferne den Eimer nicht erblickte, da fing sie an mit beklommenem Herzen zu laufen nach dem Brunnen. Und als sie den Eimer heraufgewunden hatte und ihr Kindlein nicht darinnen fand, da schrie und jammerte sie gar sehr und meinte, das Kind müsse umgekommen seyn im Wasser des Brunnens. Und sie getraute sich nicht, nach Hause zu

gehen ohne das Kind, und lief in der Angſt ihres Herzens davon, ohne zu wiſſen, wohin ſie wolle, noch ſolle. Und ſie lief einige Tage irre umher im Felde, litt Hunger und Durſt, und entbehrte des erquickenden Schlafes. Da begegnet' ihr endlich am dritten Tage ein Mann aus ihrem Dorfe, der erſchrak, als er das Mägdlein abgezehrt fand von Hunger und Durſt, und ſich badend in Thränen. Drum redet' er Troſt ihr zu und meinte, es habe wol ein Bekannter von Byrſen gefunden das Kindlein in dem Eimer und es zurückgebracht den Eltern. Und das Mägdlein glaubte ſeinen Worten, und ließ ſich zurückbringen nach dem Dorfe. Hier aber wartete ihrer neuer Jammer, denn es fielen über ſie her die Eltern des Kindleins, und verlangten gar ungeſtüm zu wiſſen, wo ſie gelaſſen habe den Knaben. — Als ſie hierauf die

Geſchichte einfältiglich und treu erzählte, da geberdeten ſich die Leute gar wüthig, und mißhandelten ſie in Worten und Thaten. Sie aber ließ ſich alles gefallen in Demuth, und weinte nicht wegen ihrer Schmerzen, ſondern wegen des Verluſtes des holdſeligen Kindleins. Und es ging hierauf Vater Byrſen mit einigen Nachbarn hinaus zum Brunnen, ſchöpften daraus alles Waſſer, und gruben nach, ob ſie fänden das Kindlein. Es war aber deſſen keine Spur, alſo daß der Vater ausrief: ein böſes Thier hat mein Söhnlein zerriſſen! — Die Mutter aber weinte ſtill, und meinte, ein Engel des Herrn habe das Knäblein hinweggenommen und es hinaufgetragen zum Himmel. Und der gläubige Vater ſtimmte endlich in den frommen Sinn ſeines Weibes, und rief mit ihr: „der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen,

gelobt sey der Name des Herrn!" — Des armen Mägdleins aber bemächtigte sich die Obrigkeit des Ortes und ließ sie bringen vor die Gerichte der Hauptstadt; hier wurde sie peinlich verhört, und als sie standhaft bei ihrer Aussage verblieb, ward sie verurtheilt zur lebenswierigen Zwangsarbeit, denn sie war dringend als Mörderin verdächtig, ohne jedoch des Mordes überführt zu seyn. Umsonst war für sie die Fürbitte der unglücklichen Eltern; sie wurde abgeführt nach dem Zwanghause. Sie aber trug ihr Schicksal mit Geduld und frommer Ergebung. — „Denn sprach sie, wenn ich auch nicht die Mörderin bin des Kindes, so bin ich doch Schuld an seinem Tode, und sein Blut muß kommen über mich!" — Und alles Volk, das um sie her stand, war gerührt ob diesen Worten und sah sie scheiden mit Thränen.

Dem Knaben erging es indeß gar freudig und lieb, denn der Herr gab ihm Wohlgefallen in den Augen ſeiner Pflege-Eltern. Er wurde, weil man nicht wußte, ob er getauft war oder nicht, nochmals getauft, und ihm gegeben der Name Karl. Und er ward von Tage zu Tage ſchöner und holdſeliger, und zeigte viel Klugheit in Allem, was er unternahm. Drob freuten ſich die Eltern herzinniglich, und ſahen ihn heranwachſen mit Luſt.

Und als der Knabe zum Jüngling reifte, da nahmen ſie ihm der Lehrer viele, und ließen ihn lernen jegliche Wiſſenſchaft und Kunſt, welche ziemte ſeinem Alter und jetzigem Rang. Und er begriff Alles gar leicht, und machte ſo ſchnelle Fortſchritte, daß ſich daran ergötzten Eltern und Lehrer. — Von ſeiner Herkunft wußte er ſo viel, daß er nicht von ſeinen Pflege-Eltern,

aber doch nicht, von wannen er sonst stamme. Denn daß er ein elternloser Findling sey, hatte man ihm geflissentlich verschwiegen, auf daß er sich nicht grämete über die Dunkelheit seiner Abkunft. Und erkennend die Liebe und Güte seiner Pflege-Eltern, betrug er sich gegen selbige gar dankbarlich, und suchte ihnen zu versüßen ihre Tage. Und Jeder, der ihn und sein Thun kannte, pries glücklich die Eltern, daß sie angenommen einen so dankbaren Sohn. Und die Liebe und Bewunderung der Leute knüpfte das Band zwischen dem Sohne und den Eltern noch fester, und machte, daß sie an ihm hingen mit ganzem Herzen und ganzer Seele.

Als aber der Jüngling alt geworden war achtzehn Jahre, da erkrankte plötzlich der alte Graf, und er spürte, daß herannahe sein Ende. Da ließ er alsbald Karl

vor ſein Lager kommen, und ſprach alſo zu ihm: „Siehe, es iſt die Zeit gekommen, da ich ſterben ſoll und mich niederlegen in die Gruft meiner Väter. Mit mir aber ſtürbe ihr Stamm aus, und der Skölden erlauchter Name verſtiebete mit meiner Aſche. Dafür aber wollte Gott der Herr mich bewahren, und gab mir deßhalb Dich, meinen herzliebſten Pflegeſohn, auf daß Du erhalten mögeſt meinen Namen und fortpflanzen den Ruhm meiner Väter. Und ſo ſetz' ich Dich denn hiemit ein zu meinem rechtmäßigen Sohn und Erben, und gebe Dir die Befugniß, Dich hinführo zu nennen und zu ſchreiben nach mir: Graf Karl Sköld, mit all meinen Titeln und erblichen Würden. Das Vermögen, welches ich Dir hinterlaſſe, wird Dich in den Stand ſetzen, gemäß zu leben Deinem Range und zu üben Werke der Tugend

und Barmherzigkeit. Verſprich mir, Karl, nicht zu weichen von dem Pfade, welchen Du ſo rühmlich betreten, und feſt zu halten an den Pflichten der Tugend und der ritterlichen Ehre. Verſprich mir, ein treuer Sohn zu bleiben Deiner lieben frommen Mutter, die ſo Vieles für Dich gethan und Dich liebet wie den Apfel ihres Auges. Verſprich, ihr zu gehorſamen als ein treuer Sohn und zu pflegen ihr würdiges Alter. Verſprich mir, ein Vater zu ſeyn Deiner künftigen Unterthanen, ſie nach Kräften zu unterſtützen und Recht und Sitte unter denſelbigen zu erhalten. Verſprich mir endlich, Dir auszuſuchen eine edle Tochter dieſes oder eines andern Landes und ſie zu nehmen zu Deinem Weibe. Denn nur ſo vermagſt Du würdig fortzupflanzen meinen Stamm und zu erhalten den Ruhm meiner Väter. Deine liebe Mutter wird Dir

hierin, wie in andern Dingen, mit Rath und That beiſtehen; folg' ihr, und es wird Dir wohl ergehen, jetzt und einſt in der Ewigkeit — Amen!" — Alſo ſprach der ſterbende Graf Sköld, daß dem Jüngling die Thränen herabliefen von den Wangen und er nicht vermochte zu reden. „Ich verſpreche!" rief er ſtammelnd, und ſank ſchluchzend nieder auf die Hand des würdigen Vaters. In dieſem Augenblicke trat die Gräfin herein, und umarmte bitterlich weinend ihren Gatten. Der aber wies lächelnd nach dem knieenden Sohn hin, und ſprach: Dieſer wird Dich tröſten in Deiner Betrübniß!" — Und die Gräfin kniete nieder neben Karl, am Lager des Kranken, welcher ſeine Hände ſegnend über Beide ausſtreckte. Als jene aber geendigt hatten ihre Herzensgebete, und nun ihr Antlitz aufhüben nach dem Sterbenden — ſiehe,

da war seine Seele dahin, denn der Herr hatte sie zu sich genommen.

Und als da bekannt wurde des edlen Grafen Tod, da war große Trauer im Lande; und gar innige bei seinen Unterthanen, die er gehalten wie Kinder, und die ihn liebten gleich einem Vater. Niemand aber weinte mehr und aufrichtiger, als die Frau Gräfin und Karl, ob ihm gleich durch des Grafen Tod ein großes Vermögen zugefallen und er geworden war zum reichen Manne. — Darum liebte ihn auch die Gräfin wie ihren leiblichen Sohn, und war gar sehr bekümmert ob seinem fernern Schicksale, absonderlich aber, ob er eine Frau finden würde, die da passe zu ihm und ihrem Hause. Sie unternahm deßhalb mit ihm viele Reisen in und außer Landes, auf daß er sich umschaue unter den Töchtern der Edlen. Aber unter Allen,

die er bisher gesehen, war keine, von der er hätte sagen mögen: „An dieser hab' ich Wohlgefallen gefunden, mit dieser möcht' ich zubringen all' meine Tage!" — Darob war die Gräfin gar traurig und war schier besorgt, es möchte ihm nimmer gelingen, zu finden ein Weib nach seinem Herzen. Ihr selber hatte schon manche schöne Maid in und außer Landes wohl behaget; dieweil sie aber ihrem Sohne nicht gefielen, schwieg auch sie still, um keinen Zwang anzuthun seiner Neigung.

Und es geschah zu selbiger Zeit, daß die Gräfin mit ihrem Sohne in der erwähnten Absicht eine Reise nach Daniens Hauptstadt unternahm. Es war im Monat November und Alles schon winterlich anzuschauen. Die Wiesen waren abgemähet, die Bäume entlaubt, die Luft still und kalt, und die Seen und Bäche setzten

hie und da ſchon Eis an. Die Straße aber führte an jenem Brunnen vorüber, darinnen einſt Karl von der Gräfin und ihrem Gemahl war gefunden worden. Und als jetzt der Wagen zum zweiten Male hielt an dieſer Stelle, da knieten ein Greis und eine Greiſin vor dem Brunnen, und jegliches hielt vor ſich ein Buch, daraus es zu beten ſchien mit Innbrunſt. Die Gräfin, die deß anſichtig ward, ließ den Wagen halten, ſtieg mit Karl aus, und näherte ſich leiſe den Knieenden; dieſe aber ſchienen ſelbige nicht zu gewahren, und fuhren ungeſtört fort in ihrer Andacht. Erſt als dieſe geendigt war, erhuben ſie ihre Augen, und waren verwundert über die Fremdlinge, die ſie mit Neugierde zu betrachten ſchienen. — Dies war wirklich der Fall bei Karl, der Gräfin aber ſchlug das Herz hoch in dem Buſen, denn ihr ahnete, wer die

Eltern ſeyen und welch ein heiliges Gewerbe ſie trieben dabier. Sie redete alſo zu ihnen: Den Herrn zum Gruß, Ihr lieben Leute! Was iſt das für ein ſeltſames Gebet, was Ihr hier betet vor einem Brunnen? — Und es ſprach nun der Bauer: „Wohl fühlen wir, daß Euch ſeltſam vorkommen müſſe unſer Beten hier vor dem Brunnen, doch glaubet nicht, daß wir bethört ſeyen oder gar Abgötterei treiben, nein, wir haben aus großem Kummer und Traurigkeit hier gebetet. Denn wiſſet, uns iſt vor achtzehn Jahren in dieſem Brunnen ein Kindlein verloren gegangen, welches der Herr zu ſich genommen hat in ſeinen Himmel, und ſeit ſelbiger Zeit gehen wir alltäglich an dieſen Brunnen, und bitten zu dem Geiſte unſers ſeligen Kindleins, daß es ein Wort für uns einlegen möge bei dem barmherzigen

Gott wegen unſrer Noth und großen Drangſals.“ — Als der Bauer ſo redete, liefen der Gräfin die Thränen über die Wangen, und auch in Karl fing an ſich zu regen ein gar ſeltſamliches Gefühl, und es war ihm ſchier, als müſſe er dem Greiſe um den Hals fallen und ihn küſſen mit Inbrunſt. Die Gräfin, die dies mit Rührung bemerkte, wandte ſich zur Frau des Landmannes fragend: „Wie ſteht es denn jetzt mit Euch, liebe Frau, und was iſt Euer Anliegen?“ — Und das Weib verneigte ſich tief und ſprach: „Unſer fürnehmſtes Anliegen iſt, die baldige Vereinigung mit unſerm Söhnlein, welches uns doppelt werth geweſen, weil es unſer einziges und ein Kind war des Alters. Dann aber bitten wir auch zu Gott, daß er erhalten wolle unſere Herrſchaft, die gnädige Frau Baronin, die all' ihren Unterthanen ſo wohl

will, und beſonders Nachſicht hat mit unſerer Schwäche. Ihre Güte aber und die häufigen unbezahlten Anlehen an ihre Unterthanen haben ihr ſelbſt Schulden zugezogen und große Noth. Beſonders verfolgt ſie ein harter Gläubiger, dieweil ſie ihm nicht will geben ihr einziges holdſeliges Töchterlein zum Weibe. Und wenn ihr nicht bald Hülfe vom Himmel kommt, ſo muß ſie dort unſer Dorf nebſt noch andern Gütern verkaufen, um zu befriedigen den hartherzigen Mann; dann aber verlieren wir an ihr eine gar zärtliche Mutter, und ſie an uns getreue Kinder.“ — Der Gräfin drangen dieſe Worte gar ſehr zu Herzen, und auch dem Karl wollt' es faſt vorkommen, als hab' er nie eine ſo rührende Klage vernommen, als die Klage dieſer Alten. Und als die Gräfin eine Weile nachgeſonnen, ſprach ſie zu den Leuten: ich

rede mit ihr, auf daß ich Euch mit Gottes Hülfe von Eurer Sorge befreie und Freude bringe die Fülle." — Und es schritten die Vier ins Dorf nach dem Schlosse der Baronin, indeß der Wagen langsam hinter ihnen her fuhr. Am Eingange ins Schloß sagte die Gräfin zu den Alten, so sie begleiteten: „Ihr Lieben, gehobt Euch wohl, bald sprechen wir uns wieder!" worauf diese sich ehrerbietigst verneigten und von dannen gingen. — Die Baronin aber, eine Wittwe, war der wackeren Frauen eine, und mit Anmuth und Leutseligkeit empfing sie die Fremden. Und ihr siebenzehnjähriges Töchterlein Mathilde that desgleichen, und war dienstfertig um die Gräfin her, nach Karl aber sandte sie nur schüchterne Blicke, und erschrak, wenn sie die seinigen auf ihrem Wege fand. Die beiden Frauen wurden gar bald vertraut,

und thaten gegen einander wie vieljährige Bekannte. Die Gäste mußten da bleiben zu Tische, wo das Gespräch noch offener- und treuherziger wurde. Karl und Mathilde aber schauten einander an, wie Sonn' und Mond, und schienen fast so wenig, wie diese, sich um das Thun der Uebrigen zu bekümmern. Deß freuten sich ins Geheim beide Mütter, und jegliche dachte bei sich: „Gieb Acht! der Herr läßt endlich glücken deine Wünsche!" — Und als die Tafel aufgehoben, begehrte die Gräfin ein Stündchen allein zu seyn mit der Frau Baronin, und es geschah also. Nun sprach jene traut und frei über die Absicht ihrer Reise und ihres Besuches, und wie sie meinte, daß beide Absichten hier zugleich erreicht werden könnten, wenn die Baronin sich entschließen wollte, das zum Verkauf ausstehende Gut ihr, und das holdselige Töchterlein ihrem

Sohne abzutreten. „Denn, sprach sie, so Ihr Euer Gut Schulden halber verkaufet, werdet Ihr dabei übel fahren, und was übrig bleibt, wird nöthig seyn, Euer Töchterlein nach Würden auszustatten, für welche sich jedoch ein Eheherr um so schwerer finden dürfte, je mehr Euer Ruf als reiche Frau durch den Gutsverkauf sinken muß. Hienach ist es noch die Frage, ob Euer künftiger Eidam von der Art seyn wird, daß Ihr bei ihm leben und sterben möget. Steht Euch aber mein Karl an, so tretet Ihr mir ab Euer Gut, zu welchem Preise Ihr selber wollet, ich gebe selbiges meinem Sohne als Mahlschatz mit, und wir bleiben Beide wohnen bei unsern Kindern." — Diesen Vorschlag ließ sich gar gern gefallen die Baronin, und hatte deß auch gegen die Gräfin kein Hehl. — „Zwar, fuhr diese fort, hat die Sache

noch ein Hüklein; doch für zu klug seh' ich an sowol Euch, als Euer Töchterlein, als daß Ihr daran solltet Anstoß nehmen." — „Und das wäre?" fragte die Baronin ängstlich. — „Daß mein Karl nicht eigentlich mein Sohn, sondern der Sohn ist ehrlicher Landleute, den ich in seiner frühesten Kindheit zu mir genommen und den mein seliger Herr Gemahl auf dem Todbette ernannt hat zum Erben seines Namens und seiner Güter. Auch ist er in allen ritterlichen Tugenden und Geschicklichkeiten gar wohl erfahren, und nimmt es an Edelsinn und Tapferkeit mit Jeglichem auf, der sich mit ihm messen möchte. Ich selbst aber ernenn' ihn zum Erben meiner Güter und Besitzungen, sobald Ihr ihm Euer Töchterlein gebt zum Weibe." — Und ob nun gleich die Frau Baronin nicht wenig bedächtig ward über die niedere Her-

kunſt Karls, ſo wollte ſie dennoch nicht gern entſagen ſo großem Vortheile, zumal in ihrer jetzigen Lage. Sie verwies daher die ganze Sache an ihr Töchterlein, wohl wiſſend, daß dieſe noch weniger Umſtand an der Geburt des ſchönen Jünglings machen würde, denn ſie. Und in der That hatte die reizende Mathilde ſolches Wohlgefallen gefunden an dem ſchönen und geiſtreichen Jünglinge, daß ſie ihm die niedere Herkunft gern überſah. War er doch nach der Gräfin Wort ehrlicher Leute Sohn, und jetzt der vornehme Graf Skold, Erbherr vieler Güter und Herrſchaften. — Als nun auch Karl erklärt hatte, daß Mathilde das einzige Fräulein ſey, welches er je zu ehelichen wünſche, ſo wurde nicht lange geſäumt mit der Verlobung. Die Unterthanen aber, welche hörten, daß die Baronin das Gut nun nicht verlaſſen und der künf-

tige Beſitzer der Gemahl ihrer jungen Herrſchaft ſeyn würde, freuten ſich deſſen über die Maßen und ſchickten den alten Vater Byrſen mit noch einigen Abgeordneten, um Glück zu wünſchen der gnädigen Frau Baronin und dem jungen Brautpaar; ganz beſonders aber ſtatteten ſie ihren Glückwunſch ab bei der Frau Gräfin Sköld, welche Byrſen dies Heil verkündet und es ſo ſchnell vollbracht hatte. Die Gräfin aber ſagte ihm bedeutend, daß dieſes nicht das einzige Heil ſey, was ihm widerfahre; es werde noch weit mehr und größeres für ihn geſchehen. Er aber begriff ihre Worte nicht, dankte nachdenklich, und ging mit den Abgeordneten von dannen.

Der Verlobung des jungen Paares folgte alsbald die Vermählung. Hiezu aber wurden auf Verlangen der Gräfin keine vornehmen Adelsleute, ſondern lediglich der

Herr Pfarrer und sämmtliche Gutsbauern zusammt ihren Weibern gebeten. Dafür war auch die Freude desto inniger und die Theilnahme auf allen Gesichtern leserlich. Besonders freuten sich Byrsen und sein Weib, die, wie sie ahneten, durch ihre Erzählung von der Baronin Lage es zu dem jetzigen Zustande der Dinge gebracht hatten. — Beide Alten wurden gleichfalls, auf Ersuchen der Gräfin, als Führer des Bräutigams erkieset, und thaten, als es zur Kirche ging, recht vornehm. Auch an der Tafel erhielten sie Ehrenplätze, indem Byrsen zur Rechten des Bräutigams und seine Frau zur Linken der Braut zu sitzen kam. Darob wunderten sie sich nun gar sehr, und wußten nicht, wie sie kämen zu so viel Ehre und Herrlichkeit. Sie machten auch Anfangs viele Einwendungen, bis der Methbecher umherging, und ihnen Muth

und Selbſtvertrauen einflößte. Noch mehr aber that das Benehmen Karls, den die Wehmuth, nicht Vater noch Mutter mehr zu haben, in dieſem feierlichen Augenblicke gar ſehr übermannte, alſo daß er oft unwillkührlich nach der Hand ſeines ehrwürdigen Nachbars griff und ſie drückte. Und als nun alle Uebrigen in voller Freude waren und dem Brautpaare wacker zutranken, da ging die Gräfin bei den älteſten Gäſten umher, ließ ſich von ſelbigen ihre Hände zeigen, um, wie ſie ſagte, als eine der Chiromantie Befliſſene, Jeglichem aus den Flächen und Linien der Hand ſein künftiges Schickſal zu weiſſagen. Wie ſie nun Vielen verkündet hatte etwas Angenehmes, trat ſie auch zu Byrſen und ſeinem Weibe; dieſe hielten lächelnd ihre Hände hin, und erwarteten gleichfalls eine ſcherzende Prophezeiung. Aber die Gräfin,

mit ernſter Miene, ſprach ſtarr auf Beider Hände ſchauend, mit lang gedehnten Worten: „Byrſen! Byrſen! Euer todtgeglaubtes Söhnlein lebt noch!“ — Und beide Eltern fuhren zuſammen und riefen: Ach, gnädigſte Frau, ſcherzet doch nicht ſo grauſam mit Eurer Magd und Eurem Knechte! — Sie aber ſprach noch ernſter fort: „Fürwahr, ich ſcherze nicht; es lebet Euer Söhnlein, und wird Euch wieder gegeben werden mit ſiebenfachen Freuden!“ — Und es verſtummeten die Eltern bei dieſen Worten und konnten nicht mehr ſprechen. Auch die übrigen Landleute ſtanden von ihren Sitzen auf, und verſammelten ſich neugierig um die Rednerin und das halb erſtarrte Paar. Dem jungen Grafen Sköld aber wallte das Herz auf, und er verwies der Mutter in einem faſt unwilligen Tone ihren grauſamen Scherz. Als aber dieſe nun

Alle genugsam vorbereitet sah auf die Kunde, sprach sie mit erhabener Stimme: „Fürwahr, ich wiederhol' es, daß ich nicht scherze. Euer Kind, Vater und Mutter Byrsen, lebet noch, und wird Euch durch mich zurückgegeben!" — Jetzt sah Alles auf die Gräfin, wie auf eine wirkliche Prophetin und ein seltsamer Schauer überfiel Karl; die beiden Alten aber sanken ihr zu Füßen, und sagten: „Wenn Euer Mund, wie wir nun glauben müssen, die Wahrheit spricht, o, so gebet uns wieder unser Söhnlein, auf daß unsere greisen Häupter mit Freuden in die Grube fahren." — Und die Gräfin hob mit Rührung die Alten auf, und sprach: „Jetzt ist das Knien an Eurem Sohne! — Knie hin, Karl, zu Deiner Eltern Füßen, und bitt' um ihren Segen an dem heutigen Tage!" — Und Karl, dem eine innere Stimme die

Worte der Gräfin beſtätigte, kniete nieder vor dem greiſen Paare, und bat ſo flehentlich um deſſen Segen, daß alle die Umſtehenden in Thränen zerfloſſen und Keines vermochte zu ſprechen. Selbſt die Frau Baronin und Mathilde, welche um das Vorhaben der Gräfin gewußt hatten, waren ſo erſchüttert, daß ſie nichts hervorzubringen vermochten. Als nun aber auch Mathilde neben ihrem jungen Ehegemahl niederkniete und die Hand des verſteinten Paares erfaßte und um Segen flehte, da erwachte dieſes aus ſeiner Betäubung, fiel Karl um den Hals, nannte ihn bald Sohn, bald gnädigen Herrn, bald Du, bald Ihr, und wußte ſich in ſeiner großen Freude gar nicht zu benehmen. Auch mit Mathilde verfuhr es alſo, und man hatte alle Mühe, das verzückte Gemüth der Alten wieder zur Ruhe zu bringen. — Und um

auch die Uebrigen aufzuklären über das Wunder, so sich vor ihren Augen begeben hatte, erzählte die Frau Gräfin Sköld die Geschichte Karls, wie sie Anfangs ihn selbst und endlich auch seine Eltern gefunden habe. Nun gab es der Glückwünsche viel an Byrsen und sein Weib; aber diese hörten nicht, denn ihre Seele hing noch immer an ihrem Sohne und dem Wunder, welches der Herr für sie gethan hatte. Erst nach vielen Wochen, als die stürmischen Wogen der Freude sich geebnet hatten und sie zur klaren Einsicht ihrer Lage gekommen waren, da gab der Bauer Byrsen all' seinen Nachbaren ein Gastmahl, welchem sein Sohn, dessen Gemahlin nebst Mutter und Schwiegermutter beiwohnten. Hier kniete er und sein Weib vor der Gräfin und der Baronin nieder, und dankten ihnen für all' die Liebe und Barmherzigkeit, so sie an ihrem Sohn

geübt. Ihre Schwiegertochter, Mathilde, aber schlossen sie in die Arme, und küßten sie mit schüchterner Zärtlichkeit. Umsonst hingegen war alles Bitten der Gräfin, der Baronin, Mathildens und selbst ihres Sohnes, daß sie zu ihnen hinaufziehen möchten ins herrschaftliche Schloß; sie blieben demüthiglich in ihrer Hütte, und befestigten dadurch die Liebe und Achtung all' ihrer Nachbaren. Aber in stiller Hütte verkehrten sie oft lächelnd ihren ehemaligen Wahlspruch, daß er jetzt also lautete: „Der Herr hat genommen, der Herr hat gegeben, gelobt sey der Name des Herrn!"

Kaum aber war Alles wieder rückgekehrt zur Ordnung und Ruhe, als Byrsen und sein Weib sich auf den Weg machten nach Daniens Hauptstadt, um abzuholen das Mägdlein, so das göttliche Werkzeug gewesen zum Glücke vieler Menschen. Und

als sie in der Hauptstadt anlangten und den dortigen Gerichten ein eigenhändiges Schreiben Desjenigen vorzeigten, wegen dessen vermeintlichen Ermordung das Mägdlein zur Zuchthausstrafe war verurtheilt worden, da wurde alsbald der Befehl zu ihrer Freilassung gegeben, und Byrsen selbst mit seinem Weibe brachten selbigen zu ihr. Aber statt des kindischen Mägdleins trat daher eine schön gestaltete, sittige Jungfrau, die weder ihre ehemalige Herrschaft erkannte, noch von selbiger erkannt wurde. Als aber der Aufseher der Züchtlinge ihren Namen nannte, da war es gar rührend anzuschauen, wie beide Alten ihr um den Hals fielen, und die sprachlose Jungfrau nicht glauben wollte an die Erscheinung. Erst als ihr Alles kund gethan worden, wie der göttliche Wille es gefügt habe, daß durch sie sich viel Herrliches ereigne und

ihr kindiſcher Vorwitz zum Heil vieler Menſchen gereiche, beſonders ihres geliebten Pfleglings, erſt dann ging ihr Herz auf, und ergoß ſich in andächtige Worte und freudige Thränen. — Aber bei dem Allen verließ ſie ungern ein Haus, deſſen Ober-Aufſeher, ein ſchöner junger Mann, ihr Herz gewonnen hatte durch Liebe zu ihr, und durch milde Behandlung, ſo er (wie ſie wohl wußte um ihrentwillen) ihren Leidensgefährten hatte angedeihen laſſen. Sie geſtand ſolches offenherzig ihren elterlichen Freunden, und auch der junge Mann erſuchte dieſe, ihm diejenige freiwillig zurückzulaſſen, die ihres beſcheidenen Werthes wegen nie einen Zwang bei ihm empfunden habe. Nun, da ihr Ruf eben ſo flekkenlos geworden, als ſie ſelbſt es immer geweſen, woll' er ſie nehmen zum Weibe und ihr im Wohlthun Tage der Freude

verschaffen. Dieser Erklärung freuten sich die Alten nun gar sehr; aber die Braut sollt' ihnen dennoch folgen, um ihren geliebten Pflegling zu sehen und sich zu freuen seines Glückes. Dies ließ sich sowohl die Jungfrau, als ihr Geliebter gern gefallen, und sie folgte den Alten nach ihrem Dorfe. Hier wurde sie mit Lieb' und Freuden empfangen, und der junge Graf mit seiner lieblichen Gemahlin begegneten ihr als der Schöpferin ihres Glückes. Die Gräfin-Mutter und die Baronin überhäuften selbige mit Gaben; und die Bauern des Dorfes konnten sich nicht genugsam drob verwundern, daß aus dem kleinen Mägdlein eine so gar stattliche Jungfrau geworden sey. — Nachdem sie jedoch einige Tage im Kreise dieser guten Menschen verweilt, reis'te sie in einem Wagen des Grafen nach Daniens Hauptstadt zurück, woselbst sie bald

darauf mit ihrem Geliebten vor dem Altare verbunden wurde. Die Trauung geschah in Gegenwart der Byrsen- und Sköldschen Familie, und eine reiche Ausstattung von Seiten der letzteren erfreute das neue Paar. — Ihre Ehe war gar sehr glücklich, an Nachkommen segenreich und wohlthätig für die Unglücklichen, welche der Obhut ihres Mannes anvertraut waren. Manche zitternde Thräne zollte ihr Dank, und manches stumme Gebet für sie flog gen Himmel.

Verfolgung und Liebe.

Eine wahre Begebenheit.

Der Teufel hat, wie bekannt, einen eignen Geſchmack in der Muſik. Er liebt nicht melodiſche, harmoniſch klingende Inſtrumente, ſondern den hölliſchen Scharivari, der aus widrigen Klappermaſchinen, ſchreienden Diſſonanzen für ihn ſich in die köſtlichſte Harmonie auflöſ't. Dieſe Sage bezeichnet, wie ſo manche andere, einen tiefen Sinn; denn ihres Gewandes entkleidet, ſteht ſie verwirklicht da bei jedem Erdenteufel, bei je-

dem Tyrannen. Die Saat des Böſen und der Zwietracht zwiſchen den Thronbeſitzern ausſtreuend, weiß er unter denſelben eine Disharmonie zu bewirken, die für ihn ſich in die wohlthuendſte Harmonie auflöſ't. Beiſpiele hiervon liefert uns die Geſchichte aller Zeiten; das der neueſten lebt im Rachegedächtniß jedes Deutſchen.

Die Glücksſonne ſtand eben in dem Scheitelpunkte des Tyrannen, als von Weſten her ein Wölkchen aufſtieg, welches ſie für immer zu verfinſtern drohte. Es war Herr O., ein holländiſcher Privat-Gelehrter, der, ein denkender Staatsmann, und in die Verhältniſſe ſeiner Zeit tiefer, als mancher Diplomatiker von Profeſſion, eingeweiht, ſeine Anſichten hierüber in einem für die Zukunft beſtimmten Manuſcripte niedergelegt hatte. Auf einer Reiſe durch Deutſchland begriffen, wurde er in der

Residenzstadt D. mit einem französischen Emissär bekannt, mit welchem er, ohne ihn als solchen zu erkennen, bald auf einen freundschaftlichen Fuß zu stehen kam. Des feinen vielgewandten Mannes Ansichten sagten den seinigen in so hohem Grade zu, daß er, die Stimme seines Schutzgeistes überhörend, ihm mehrere Stellen aus seinem Manuscripte vorlas. Die treue Darstellung der damaligen Zeitverhältnisse, die lichtvolle Auseinandersetzung der Staatsinteressen Europa's überhaupt, und jedes Monarchen ins Besondere, die gründliche Nachweisung der Mittel, wodurch dem Verderbens-Plan des Tyrannen zu begegnen sey, und die kühne eindringende Sprache, welche in jeder der vorgelesenen Stellen herrschte; dies Alles setzte den sclavischen Zuhörer in solche Verlegenheit, daß er während dieser Lektüre mehrmals die Farbe

wechſelte und die Angſt über das Gehörte ihm blutroth ins Geſicht trat. Umſonſt ſtrebte er, ſich Faſſung zu erringen; ihr Verluſt entging ſogar dem eifrigen Vorleſer nicht. Er ſchaute plötzlich auf den Grund des Ueberraſchten, brach ab, und lenkte das Geſpräch auf nicht politiſche Gegenſtände. Umſonſt ſuchte der Emiſſär — bei einem Glaſe Wein wieder zur Faſſung gelangt — das Rad der Unterhaltung zurückzudrehen; allein jener wußt' es auf alle mögliche Weiſe zu vereiteln. Noch weniger gelang es ihm, unter den ungemeſſenſten Lobeserhebungen der gehörten Bruchſtücke ſich die Mittheilung des Ganzen zu erſchmeicheln. Die Stunde der Verblendung war vorüber; der entzauberte O. ſah in dem ſcheinbar Gleichgeſinnten den Verräther, und beſchloß auf ſeiner Huth zu ſeyn.

Ergrimmt über die Umkehr des Ge-

lockten auf halbem Wege wollte der Späher seine Beute mit Gewalt ins Garn treiben. Er zeigte Mann und Werk sofort bei dem F—schen Gesandten in D. an, welcher aber in einem so befreundeten Lande nichts Gewaltsames unternehmen konnte, noch wollte, und sich mit einem schleunigen Bericht an den F—schen Polizeiminister begnügte. Hierüber gingen 12 bis 14 Tage verloren, und D. hatte Zeit, sich nach seinem verdächtigen Freunde näher zu erkundigen. Was er erfuhr, war nicht geeignet, ihn zu beruhigen. Ja ein Wink von unbekannter Hand rieth ihm, sein Manuscript zu vernichten und D. auf der Stelle unter fremdem Namen zu verlassen. Als daher nach 12 Tagen ein geheimer Verhaftsbefehl des Polizeiministers gegen ihn einlief, war er verschwunden, und weder von ihm, noch von seinem Werke eine Spur aufzufinden.

Vergebens waren alle F—schen Polizeikünste, des Verschwundenen habhaft zu werden; er war wie in die Erde versunken. Der Emissär trug als Lohn seiner Nachlässigkeit die Entlassung aus seinem ehrenvollen Amte nebst einer derben Züchtigung davon. Und so würde das Ganze ohne Folge geblieben seyn, wäre der unglückliche D., die Stimme des Warnungsengels zum zweiten Mal überhörend, nicht von selbst ins Verderben geeilt.

Die Richtung seiner literarischen Reise führte den Unvorsichtigen nach P., der Höhle des gereizten Löwen. Er aber glaubte, dies um so eher wagen zu dürfen, da er unter dem angenommenen fremden Namen auftrat, und von dem gefährlichen Manuscript nichts mehr in Händen hatte. Anfangs ging auch Alles nach Wunsch. Kein Mensch, außer seinen Bekannten, schien

Notiz von ihm zu nehmen, und er hütete sich wohl, seine Meinungen und Ansichten irgend lautbar werden zu lassen. Einzig seinen literarischen Zweck im Auge, schien er sich um nichts anderes zu bekümmern, und eilte jenen so schnell als möglich zu erreichen. Aber schon war er dem Ziele nahe und mit dem Gedanken an die Abreise beschäftigt, als sein früherer Dämon feindlich dazwischen trat.

Als D. zwei Tage vor der bestimmten Abreise spät über die Straße ging, begegnet' er Jemandem, dem sein Anblick aufzufallen schien, und der gewiß auch ihm aufgefallen wäre, wenn er ihn bei der tiefen Dämmerung erkannt hätte. So aber ging er achtlos an seinem Schicksale vorüber, welches ihm bedeutend an dem Eingange in die elisischen Felder entgegentrat. Als aber die Glocke eben Mitternacht schlug,

trat dieſelbe Figur abermals vor ihm hin, und ein ſie begleitender Polizei-Commiſſär nebſt Wache hieß ihn geräuſchlos aus ſeinem Bette ſteigen und ihm folgen. D. erkannte in der dunkeln Geſtalt jenen Emiſſär aus D., und ein Schauer der Ewigkeit flog durch ſeine Seele.

In einem jener berüchtigten unterirdiſchen Gefängniſſe angekommen, ſah' er ſogleich ein, daß man ihn erkannt habe, und welchen Gang ſein Prozeß nehmen würde. Denn dieſe Gefängniſſe waren nur für höchſt ſtrafwürdige und gefährliche Verbrecher beſtimmt. Er wurde auch gleich des andern Tages vor eine geheime Commiſſion geſtellt, und mit ſeinem Ankläger confrontirt. Umſonſt war das Verleugnen ſeines Namens, wie ſeines ehemaligen Aufenthalts in D. Binnen wenigen Wochen waren überführende Beweiſe da, vor welchen er

verstummen und der Wahrheit die Ehre geben mußte. Nun wurde nach jenem Werke gefragt, welches man vergeblich unter seinen Papieren gesucht hatte. Er sagte die Wahrheit, er habe es vernichtet. Natürlicher Weise fand er hierin keinen Glauben, und wurde auf die geheime Folter gebracht. Allein er konnte nichts anders bekennen, und fiel bald darauf als heimliches Opfer der unbegreiflichen Gerechtigkeit Gottes.

Aber mit dem Tode des Unglücklichen war die Untersuchung wegen seines Werkes noch nicht zu Ende. Man hielt sich überzeugt, es müsse noch irgendwo existiren, und war bemüht auf dem Wege geheimer Nachforschung, die Bekannt- und Freundschaften des Verfassers auszumitteln. Als Resultat ergab sich, daß der letzte Aufenthalt desselben, vor seiner Reise nach P., bei seinem vertrautesten Freunde zu

P—g im Königreich W., gewesen. Hier also, oder nirgends, mußte das gefährliche Manuscript geblieben seyn. Wie aber sollte man seiner habhaft werden? Gewalt war in diesem unabhängigen Staate nicht anwendbar, und jeder andere Weg um so schwieriger, da der Freund des Verewigten auf seinem Landhause unweit P—g in unzugänglicher Einsamkeit lebte. Ihn daselbst beschleichen zu lassen, war bei der Unkunde über den eigentlichen Versteck der gewünschten Schrift unrathsam, weil bei einem mißlungenen Versuche jede fernere Hoffnung verschwinden mußte. Aber der damaligen F—schen Polizei war nichts unmöglich. Sie schlich sich in die Herzen, wie in die Zimmer ihrer Opfer, und so gelang es ihr auch, sich bei D's. Freunde einen Weg nach beiden zu bahnen.

Ferdinand v. L. war ein junger und

reicher Privatedelmann in P—g. Seine Unabhängigkeit hatte ihn früh in den Stand gesetzt, Reisen durch die merkwürdigsten Länder Europa's zu unternehmen, und auf einer derselben lernte er den geistreichen D. in Holland kennen. Ein langer und vertrauter Umgang knüpfte zwischen beiden ein enges Freundschaftsband, und keiner hatte in der Folge vor dem Andern ein Geheimniß. So gleichartig sie indessen durch ihre Fähigkeiten und den rastlosen Schwung ihres Geistes waren, so verschieden waren sie in ihren Neigungen und Trieben. D. fühlte einen unwiderstehlichen Drang, die Geschichte der Menschen zu erforschen, und ihre geselligen Verhältnisse zu zergliedern; Ferdinand v. L. warf sich mit Leidenschaft der Natur in die Arme, welche auf seinen mannigfaltigen Reisen immer mehr Reize für ihn gewann. Von diesen in seine Vater-

ſtadt zurückgekommen, ſiedelte er ſich in einem romantiſchen Thale unweit derſelben an, und lebte in ſtiller Eingezogenheit der Muſe und — der Grazie. Denn ſein gefühlvolles Herz war für die lebendige Natur noch weit empfänglicher, als für die todte, und bald hatte er ſich eine ausgezeichnete Schönheit zur Lebensgefährtin erkoren. Mit dieſer lebte er, von zwei lieblichen Kindern umgeben, vier ſelige Jahre hindurch. Da raubte ihm die Geburt eines dritten die zärtliche Gattin, und an ihrem Erſatze verzweifelnd, zog er ſich mit ſeinen Kleinen völlig in die Einſamkeit zurück, wo er dieſen und der Wiſſenſchaft lebte.

Die Neigung für das ſchöne Geſchlecht war in ſeinem Buſen keinesweges erſtorben; vielmehr pochte ſie bei ſeinem der Entbehrung entwöhntem Temperamente oft genug an. Allein ſie ſtand unter der höhern

Kritik einer äſthhetiſch gebildeten Empfindung, welcher keine der ihn umgebenden Frauen und Mädchen zuſagte. Für den geiſtloſen Genuß williger Schönen ſtand er zu hoch, und eine innere Hoffnungsſtimme vertröſtete ihn auf die Zukunft. Dieſe trieb ihn manchmal nach der Hauptſtadt, wo er Schauſpiele, Bälle und Koncerte beſuchte. Aber unter all' den glänzenden Erſcheinungen begegnete ihm Keine, die ihn mit dem vollen Seelen-Akkorde angeſprochen hätte, und ſo blieb ihm der Umgang mit ſeinem Ideale immer der liebſte.

Die Neigung für die lebendige Naturſchönheit mochte ſich inzwiſchen bei dem freimüthigen Ferdinand laut genug geäußert haben, um von der fernhin horchenden F—ſchen Polizei vernommen zu werden. Und auf dieſe verwundbare Stelle ſeines Herzens gründete ſie den

Plan, ihm und seinem Geheimnisse beizukommen.

Ungefähr ein Jahr nach D's Hinrichtung in P. ließ sich in Ferdinand's Nachbarschaft eine Dame nieder, welche an Schönheit und Grazie alles übertraf, was die Hauptstadt je Merkwürdiges gesehen hatte. Der Ruf gab sie für eine geflüchtete Französin aus, welche politischer Verhältnisse wegen ihr Vaterland meiden mußte, und sich mit einem unermeßlichen Vermögen in dieser romantischen Gegend angekauft habe. Sie bewohnte eins der prächtigsten Landhäuser in der Umgegend von P—g, und schien nicht Lust zu haben, mit dieser Hauptstadt in irgend einen geselligen Verkehr zu treten. Alle Versuche, welche von den vornehmsten Bewohnern der letztern in dieser Hinsicht angestellt wurden, schlugen fehl, und es schien streu-

ger Grundſatz oder Eigenſinn der Geheimnißvollen — ein Geheimniß bleiben zu wollen. Ihre Dienerſchaft war prächtig, aber nicht zahlreich, und beſtand aus lauter bejahrten Perſonen. Mit einem derſelben — einem geübten Jäger — jagte ſie öfters in dem zu ihrem Gute gehörigen Forſte, und dieſe Zerſtreuung war die einzige, wodurch ſie die Einförmigkeit ihres Lebens ſchien unterbrechen zu wollen. Ferdinand ſah oft ſie vorüberreiten, und Haltung und Götteranſtand dieſer Amazone feſſelte ihn in den Stunden, wo ſie zur Jagd auszureiten pflegte, ans Fenſter. Die myſtiſche Hülle der Herrlichen zog ihn gleichfalls an, und bald wußt' er nicht mehr, ob ihn mehr die Sympathie oder die Neugierde zu ihr hinziehe. Sie aber maß ihn zuweilen mit einem ſtolzen Jumoblick, und ſchien weiter keine Notiz von ihm zu nehmen. Dieß

kränkte seine Eitelkeit nicht wenig. Er nahm sich fest vor, ihre — Aufmerksamkeit zu erzwingen, und jeder mißlungene Versuch gab seinem Vorsatze einen höhern Schwung.

Einst fuhr er an einem schönen Septemberabend von einem Besuche in der Stadt nach seinem Landsitze zurück. Er befahl dem Kutscher zu zufahren, denn — dies war die Stunde, da die schöne Amazone vorbei zu reiten pflegte. Und sieh da, sie kam wirklich daher, aber nicht geritten, sondern zu Fuße, hinkend, und den schnaubenden Engländer am Zügel führend. Unter solchen Umständen glaubte Ferdinand nicht stillschweigend vorüberfahren zu dürfen. Er ließ rasch anhalten, sprang aus dem Wagen, und erkundigte sich theilnehmend nach dem Zustande der, wie es schien, verwundeten Jagdgöttin. Sie er-

zählte hierauf mit mehr als ſtoiſcher Gleichgültigkeit, wie ihr vierbeiniger Liebling ſcheu geworden, mit ihr durchgegangen ſey, und ſie ſo unartig von ſeiner, als ungeſchickt von ihrer Seite abgeſetzt habe. Durch eine Verrenkung des linken Fußes hätte ſie ohne Beiſtand nicht wieder aufzuſitzen vermocht, ihr Begleiter aber ſey zu Folge ihres forcirten Marſches zurückgeblieben und ſie daher genöthigt, die Galanterie ihres unbekannten Theilnehmers für dieſen Beiſtand in Anſpruch zu nehmen. Dabei klopfte ſie den ſchlanken Hals ihres Lieblings mit einer Holdſeligkeit, welche den neidiſchen Ferdinand beinahe an die Pflicht dieſes Augenblicks hätte vergeſſen laſſen. Sein zuvorkommender Bedienter erinnert' ihn daran, und ſie hoben die ſchöne Bürde gemeinſchaftlich, und ſo vorſichtig als möglich, in den Wagen. Der

unartige Engländer wurde zur Strafe hinten angebunden, und mußte den von dem Herrn anbefohlnen, langsamen Schritt des Wagens halten.

Und so saß denn Ferdinand auf ein Mal an der Seite eines Weibes, dessen Bekanntschaft er so lange vergeblich nachgestrebt und dessen Nähe (ein seltner Fall!) mehr Zauber, als alle frühere Sehnsucht für ihn hatte; eine Gunst des Zufalls, welche der Glückliche belobte und beklagte, da er der einzige Gewinner, sie, die Beglückende aber; offenbar, und im doppelten Sinne die Verlierende sey. Der Balsamstrom dieser, in französischer Sprache ausströmenden, Galanterien floß bei der Geschmeichelten weder in's Wasser, noch in's Feuer. Sie blieb sich ziemlich gleich, nur daß der Wagen und der leise Fußschmerz die Juno zur Charis milderte, und den

ſchüchternen Ferdinand zu der Bitte ermuthigte, den kommenden Morgen ſich nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen. Ein Wunſch, der ihm bei der eben auferlegten Verbindlichkeit nicht wohl verſagt werden konnte.

Die elfte Stunde des nächſten Tages ſah unſern Freund ſo geſchmackvoll, als möglich, gekleidet nach dem Landhauſe der Gräfin d'Argenteuil (ſo hatte ſie ſich ihm geſtern genannt) fahren. Er fand die noch immer Leidende auf einen Sopha hingeſtreckt, und war, wo möglich, noch überraſchter, als bei ihrem erſten Anblicke. Des martialiſchen Coſtüms entäußert, hatte die holdſeligſte Weiblichkeit von ihrem ganzen Weſen Beſitz genommen, und ſprach rührend aus der weichern Stimme und Gebährde. Ihre Geſtalt hatte nichts an der Form, und dennoch ungemein viel an In-

tereſſe gewonnen. Ihr heutiges Gewand verbarg und verrieth mehr, als das geſtrige — und ihre hochglühende Wange ſchien die Wirkung dieſes Verraths mit dem Betroffenen zu theilen. Ein langſam gehobener Blick und eine leichte Bewegung der Hand nach einem Stuhle wies ihm ſeinen Platz ihr gegenüber an. Aber für das heutige Weib war keines der geſtern einſtudirten Worte paſſend, und ſeine Befangenheit zu groß, um gleich neue aufzufinden. Mit franzöſiſcher Artigkeit kam ſie ihm zuvor, und erklärte ſich als ſeine doppelte Schuldnerin, die ihm geſtern Hülfe und heute Theilnahme zu verdanken habe. Dies löſ'te ſeine Zunge, die ſich nun in wohlthuende Worte über das Glück ergoß, welches er in der gerühmten Schuldigkeit gefunden habe und zu finden fortfahren würde, wenn ihre Güte ihm erlauben wollte,

die Erinnerung daran durch den Reiz ihres Anblicks zuweilen auffrischen zu dürfen. Sie aber verstand so schmeichelnd auf das ihrem Rufe gefährliche tête à tête mit einem so liebenswürdigen Manne hinzudeuten, daß er nicht wußte, ob er sich über diese Abweisung grämen oder freuen sollte. Er erbat sich die Erlaubniß, sie zuweilen auf die Jagd begleiten zu dürfen, was sie ihm nach kurzem Bedenken zugestand.

Alle Mühe, die sich Ferdinand zu Folge dieser letzten Begünstigung gab, etwas Näheres über die Verhältnisse der Gräfin zu erfahren, blieb fruchtlos. Ihr Wohlwollen und Vertrauen schien täglich gegen ihn zuzunehmen, aber über diesen Punkt glitt sie, bald ernst, bald scherzend hinweg. Sie nannte ihre Abgeschiedenheit von der Welt eine Laune, eine Grille, und schien nicht unzufrieden damit, wenn Ferdinand es

nicht glaubte. Denn sie bemerkte gar wohl, wie er sich dadurch mehr angezogen, als abgestoßen und in dem Gedanken geschmeichelt fühle, im Gegenstande seiner Anbetung zugleich einen Gegenstand politischer Wichtigkeit zu verehren. In der That stieg Ferdinand's Leidenschaft von Tage zu Tage, und verschmähte jede Vorsicht, die eine so räthselhafte Erscheinung ihm auferlegte. Er verhehlte sich das thörichte seines Beginnens nicht; war aber dennoch zu ohnmächtig, seine hintobende Leidenschaft durch den Zügel der Vernunft zurückzuhalten. Er fühlte, daß er der Gräfin nichts weniger, als gleichgültig sey, und beschloß, seinen Sieg so weit als möglich zu verfolgen.

In der That war er der Gräfin theurer, als sie sich selbst gestehen mochte, theurer, als er bei ihrem verhabenden Plane

ihr werden durfte. Denn wer unter unſern Leſern hätte in dieſer Dame nicht bereits ein Werkzeug der F — ſchen Polizei erkannt, wodurch ſie den empfänglichen Ferdinand zu kirren und ſeinem Geheimniſſe beizukommen ſtrebte? Die angebliche Gräfin — Stephanie d'Argenteuil — war wirklich von hohem Stande und einer ausgezeichneten Erziehung. Aber der Drang der Verhältniſſe zwang ſie zu einem jener Geſchöpfe herab, deren ſich der Staat, wie Domingos Kirche, zu höhern Zwecken glaubt bedienen zu dürfen. Wo jeder körperliche Zwang fruchtlos oder unanwendbar zu ſeyn ſcheint, werden dieſe moraliſchen Blutigel angelegt, um mit dem Herzblut des Opfers ſeine geheimſten Regungen an ſich zu ſaugen; ein Höllenplan, den ſchon oft der ſchändlichſte Triumph gekrönt hat. Und dieſe Beſtimmung war auch dem Fräu-

lein d'Argenteuil zugedacht. Ihre Schönheit, Bildung und politiſche Weihe ließ Alles von ihr erwarten, und Ferdinands Herz um ſo weniger Widerſtand befürchten, als ihre glanzreiche Umgebung zugleich ſeine Fantaſie beſtechen mußte. Dies Alles hatte ſeine Richtigkeit. Nur Eins wurde dabei vergeſſen — daß das Fräulein auch ein Herz habe, und das ſiegreichſte ſeinen Beſieger finde. Und wirklich hatte ſie den ihrigen in dem Gegenſtande ihrer Aufgabe gefunden, der durch ſeine offene Hingabe alle ihre Ränke zerſtörte. Ihr Verſtand handelte im Geiſte fremder Politik, aber ihr Herz leitete bereits eine andere auf eigene Rechnung ein — welcher ſogar jener nicht ganz abgeneigt ſchien. Denn dem drückenden Einfluſſe ihrer Obern enthoben, und in einem Staate lebend, wo ihr Gewalt nichts anzuhaben vermochte, lag

in ihrer Herzenspolitik gar nichts Ungereimtes. Im Schooße der offenen reinen Natur, und im Umgange mit einem eben so offenen und reinen Wesen, erhob ihr Gemüth sich aus seiner langen Versunkenheit, und strebte der Veredlung entgegen. Der Geist ihres angebornen Adels, des Ruhms ihrer Ahnen, erwachte, und zeigte ihr in ihrer bisherigen Bestimmung eine tiefe Entwürdigung. Von der andern Seite zeigt' er ihr in dem Gegenstande ihrer geheimen Neigung das Mittel, zur Tugend und Ehre zurück zu gelangen, und wie schnell entschließt sich das Herz zu diesen, weiß es zugleich das Glück in ihrer Schaale!

Schon war die Anfangs gesteckte Gränzlinie von Ferdinand's Revier durchbrochen, schon war es ihm vergönnt, auch außer demselben zu — jagen. Die Rücksicht auf den Ruf wurde immer höhern

nachgesetzt, welche jenen wieder herstellen mußte, wenn es mit Ferdinand's Werbung Ernst war. Und hierüber ließ sein Benehmen keinen Zweifel übrig. Die täglichen Jagdübungen in Gesellschaft des schönen Weibes regten seine Sinnlichkeit eben so sehr auf, als die unverbrüchliche Dezenz im Kreise der Laren ihren Ausbruch verhinderte. Verlangen und Entbehrung, Liebe und Bewunderung, schlangen sich in die Diamantenkette ihrer Reize, und fesselten dasselbe unauflöslich an die holde Besitzerin. Zu ihrem Besitze aber schien kein anderer Weg übrig, als der am Altare vorbei, und Ferdinand — schlug ihn ein. Seine anfänglich leisen Werbungen wurden ohne Widerwillen, die lautern mit Wohlwollen, die begehrlichen aber mit Indignation aufgenommen. Er gefiel seiner Diana unaussprechlich, aber der dichteste Forst, und die

verſchwiegenſte Nacht vermochte nicht, ihn zu ihrem Endymion zu erheben. Ob aus Politik oder neuerworbenen Grundſätzen? laſſen wir dahingeſtellt ſeyn; hinreichend für ihn, um ihn zu dem ehrbarſten der Liebesanträge zu vermögen.

In den Zirkeln der Hauptſtadt war dieſer Antrag bereits genehmigt, und beide förmlich als Brautpaar proklamirt. Die Klugen wollten das gleich Anfangs gemerkt haben, und einige Baſen und Vettern ſogar den merkwürdigen Umſtand wiſſen, daß Ferdinand v. L. die ſchöne Franzöſin auf einer frühern Reiſe kennen gelernt, und ſich ſchon damals mit ihr verſprochen habe. Dieſer Nachricht zu Folge wurde Frau v. L. im Grabe, und ihre Kinder bei lebendigem Leibe beklagt, welchen in der martialiſchen Amazone die ärgſte aller Stiefmütter zuwachſen müſſe. Nichts beſto we-

niger konnte man kaum den Augenblick erwarten, da die stolze Schöne mit dem Neuesten und Geschmackvollsten aus der Pariser Modequelle unter ihnen auftreten, und sich, im Sinne des lieberalern Gemahls, ihren Zirkeln anschließen würde. So weit aber war die Sache noch nicht herangediehen, und so eben der schwierigsten aller Schwierigkeiten ausgesetzt.

Klugheit, Liebe und erwachtes Rechtsgefühl verboten dem Fräulein d'Argenteuil, ihre Täuschung bis jenseit des Altares fortzusetzen. Denn welche Früchte konnte sie von einem solchen, wenn auch von Ferdinand freiwillig eingegangenen, Bündnisse erwarten? Der Zweck ihres Herzens ging dann zugleich mit dem ihrer Sendung verloren, und sie einem gewissen Abgrund entgegen. Eine offene Entdeckung war gleichfalls für Beide gefährlich, und ihrem Stolze

mehr als demüthigend. Der ſicherſte Weg zu Gunſten ihres politiſchen Zweckes blieb die bedingende Gunſt eines Augenblicks, wodurch ſie die gefährlichen Papiere an ſich bringen, aber zugleich der Tugend, wie dem Glücke, auf ewig entſagen mußte! Eine traurige Wahl, und ſchwierig genug, den Klügſten an ihrer Entſcheidung verzagen zu laſſen. Sie aber beſchloß, das Aeußerſte zu wagen, und in dem Verſöhnungsfeſt der Tugend zugleich den Triumph ihrer Liebe und — Allmacht zu feiern, oder allen zugleich mit ihrem Leben zu entſagen. Der Zufall begünſtigte ihr Vorhaben.

Längſt ſchon hatte Ferdinand in ſie gedrungen, ihn ein Mal mit ihrem Beſuche in ſeinem ſtillen Aſyle zu erfreuen. Die Geſetze des Anſtandes und der Schicklichkeit widerſtanden ſeinen Bitten. Jetzt aber, da der Ruf ſie ohnehin für ſeine Braut

erklärte, und ihr Wunsch sich mehr und mehr dem seinigen entgegen neigte, wurde derselbe auf einen der nächsten Tage zugestanden. Ferdinand jauchzte laut auf, und ließ Alles, wie zum Empfange einer Königin, in Stand setzen. Ihr Einzug war feierlich und rührend. Ferdinand empfing sie in den Zimmern seiner verstorbenen Gemahlin, in deren Lob er lebhaft, wie immer, aber jetzt mit weicher Wehmuth sich ergoß. Das Gefühl eines glücklich gewesenen Gatten strömte über seine Lippen, und sprach lebhaft zu Gunsten seines dabei ausgesprochenen Wunsches, das Verlorne in dem reizenden Gaste wieder zu erringen. Stephanie saß auf dem Arbeitsstuhle der Verewigten, ein Umstand, worauf er sie mit bewegender Stimme aufmerksam machte. Da traten seine zwei Kleinen herein, und überreichten ihr mit holder Unbefangenheit

einen Blumenſtrauß, und — eine Bittſchrift, welche ſie in kindlichen Ausdrücken erſuchte, die Frau ihres guten Vaters, und ihre zweite, liebliche Mutter werden zu wollen. Jetzt konnte Stephanie ſich nicht mehr halten. Sie drückte die kleinen Engel an ihre wallende Bruſt, und heiße Thränen ſtürzten unaufhaltſam auf ſie nieder. Ferdinand ſchloß die Ueberwältigte in ſeine Arme, und fragte mit zitternder Stimme: Wirſt Du die Bitten dieſer Mutterloſen erhören? Wirſt Du, Stephanie? — — Sie aber wand ſich aus ſeinen Armen los, wollte ſprechen und vermochte nicht. „Morgen — ſtammelte ſie — ſoll Dir meine Antwort werden; ach! möchte ſie Dir meinen Beſitz wünſchenswerth erhalten!“ Mit dieſen Worten verließ ſie ihn und die nochmals geküßten Kleinen, und ihr raſcher Poſtzug trug ſie dahin.

An den Dornen der Ungeduld blühte Ferdinanden die Rose der schönsten Erwartung. Nichts war ihm von ihren Worten geblieben, als das: Morgen! und der Ton des Ausgesprochenen litt keinen Zweifel über das, was es bringen würde. Kaum war der nächste Tag angebrochen, als er das höchste Erkerstübchen seines Hauses nach der Seite hin bezog, welche die Aussicht nach dem Landhause der Geliebten beherrschte. Um 8 Uhr ritt er dem Boten entgegen; schämte sich, als er in der Nähe ihres Hauses alles so still und leer fand, ritt unmuthig zurück, um — seine Warte auf's Neue zu besteigen. Gegen Mittag endlich erhob sich der Staub eines Schnellreiters — er war es, der Jäger seiner Geliebten. Mit zwei Sätzen war Ferdinand die Treppe herab, der inhaltreiche Brief in seinen, und ein reiches Trinkgeld

in des Botschafters Händen. Er schloß sich ein, las, erstarrte, weinte, lächelt' und jauchzte. Dieser Stufengang seiner Empfindung mag dem Leser in Ermangelung des Briefes die Spuren des Inhalts bezeichnen, welchen wir zum Ueberfluß in flüchtigen Umrissen hier andeuten wollen. — Bei dem Glücke ihrer frühesten Kindheit mit rührender Wehmuth verweilend, ging sie mit Wahrheit und Kürze zu den Ereignissen über, welche sie ihrem politischen und sittlichen Adel zu entsagen zwangen. Eine getreue Schilderung ihres damaligen Seelenzustandes bewies, wie wenig sie von dem letztern eingebüßt habe, und wie schwer es ihr namentlich seit dem Augenblicke seiner persönlichen Bekanntschaft geworden sey, auf die Intrigue mit ihm selbst einzugehen. Den überzeugendsten Beweis hiervon lege sie in dem Selbstbekenntniß ihrer Schmach

und der Enthüllung ihres Planes nieder. Bei ihm ſteh' es nun, jene von ihr abzuwälzen und (im Fall er das wichtige Manuſcript wirklich beſäße) ihr zur Erfüllung eines von ihr geleiſteten heiligen Eides zu verhelfen. Was das erſtere beträfe, ſo fühle ſie bei dem drückendſten Bewußtſeyn ihrer verlornen Würde dennoch die tröſtende Ueberzeugung in ſich, jene auf dem Wege der Selbſterkenntniß und aufrichtigen Strebens wieder erlangen zu können. Zur Vergeltung des zweiten Dienſtes aber beſitze ſie in Vorausſetzung der ſeinigen das reichſte Mittel in ihrer Liebe, deren Ueberfluß jeden anderweitigen Mangel werde zu vergüten ſuchen. Ihm ſelbſt könne, im Fall er es beſitze, an dem gewiß hinreichend bekannten Manuſcripte wenig mehr gelegen ſeyn; indeß es ſie nicht nur eines fürchterchen Eides entbinde, ſondern zugleich in

Stand ſetze, ihm mit demjenigen, was ſie bisher nur bedingungsweiſe beſeſſen, als eine ſeines Ranges würdige Braut entgegen zu treten. Ihr ächter alter Adel endlich und das für die Welt fortdauernde Geheimniß dürfte hinreichen, jedes der Liebe widerſprechende Vorurtheil zum Schweigen zu bringen. Es ſtehe daher bei ihm, über ihr Schickſal, wie über ihr Leben, zu beſtimmen, welches ohne ihn als werthlos für ſie verloren ſey. —

Das von Thränen der Wehmuth perlende, vom Diamantenblitz des Witzes ſchimmernde und im Roſenlicht der Liebe blühende Schreiben konnte ſeine Wirkung auf Ferdinand nicht verfehlen. Mehr aber, als Alles, that

„ihrer Schönheit rührende Gewalt"

welche jede Bedenklichkeit in ihm beſiegte und den rückſichtsvollen Zweifler raſch in

einen seligen Gläubigen umwandelte. Die Liebe entsündigt, wie der Glaube, und beide gehören dem Himmel an.

Ferdinand war wirklich im Besitz des viel besprochenen Manuscripts. Der verewigte D. hatte ihn bei seinem letzten Besuche eine Abschrift davon nehmen lassen, und es vor dem Todesgerichte verschwiegen, um ihn nicht fruchtlos unangenehmen Folgen auszusetzen. Ihm selbst aber war, als einem weniger eifrigen Politiker, weniger an dem Manuscripte gelegen, und gern schlug er es für ein so ungewöhnliches Honorar los. Schon den nächsten Vormittag wandert' es zu Stephanien mit einem zärtlichen Sendschreiben, welchem er selbst des Nachmittags folgte. Der gestrigen Mittheilung mit keiner Sylbe erwähnend, begegnet' er ihr, wie früher, mit der schüchternen Delikatesse eines Liebhabers und Verehrers

„Und er küßt die holden Wangen,
Und sie fühlt der Liebe Strahl;
Und das Mädchen steht gefangen,
Weinend in der Reue Qual;
Sinkt zu seinen Füßen nieder,
Nicht um Wollust, noch Gewinnst;
Ach! und die gelenken Glieder,
Sie versagen allen Dienst."

Die Aufrichtigkeit ihrer Reue, wie die Fülle ihrer Schönheit und Liebe beherzigend, reichte Ferdinand bald darauf Stephanien vor dem Altare die Hand. Sie selbst fühlt sich noch heute in der Pflichterfüllung einer treuen Gattin und zärtlichen Mutter glücklich. Geehrt und bewundert tritt sie zuweilen an der Seite ihres beneideten Gemahls in den glänzendsten Zirkeln der Hauptstadt auf; indeß sie den größten Theil des Jahres bald auf ihrem, bald auf seinem Landsitze zubringen. Jeden 26. Juli aber (am Jahrestage ihrer Verbindung)

wallfahrten ſie Hand in Hand in den Schatten eines Zypreſſenhains, in deſſen Mitte auf einem marmornen Denkmale die Büſte des verewigten O. prangt, der, ohne es zu ahnen, in ſeinem Märtyrertode für die Wahrheit zugleich als Opferlamm ihrer Liebe gefallen iſt.

Der Triumph des Gewiſſens.

Eine wahre Begebenheit.

Venus liebt den Mars, und auf dem Schauplatze verheerender Kriege ſpielten von jeher die intereſſanteſten Scenen der Liebe. Doch trug ein ſolches Spiel meiſtens den Charakter des aufgeregten Zeitgeiſtes; war kühn und abenteuerlich, ſchnell und reich an überraſchendem Wechſel.

Als in dem Befreiungskriege von 1813 das Hauptquartier der franzöſiſchen großen Armee in D... ſtand, hatte ein Staabs-

offizier das seinige bei einem reichen Kaufmanne aufgeschlagen, wo es ihm auf die Dauer besser gefiel, als dem großen Tageshelden in dem seinigen. Frei von den blutdürstigen Leidenschaften des Eroberers, kannte er keine andere, als eine zärtliche, wünschte er keine Eroberung, als die seiner Emilie. In ihrem Herzen hatt' er sie schon erobert, man war über die Kapitulationspunkte einig; es fehlte nichts, als die Auslieferung, worüber ihr Vater, als zeitiger Festungs-Kommandant, zu bestimmen hatte.

Vater Bertrand war ein aufgeklärter Patriot, der es redlich mit dem deutschen Vaterlande meinte, ohne deshalb ungerecht gegen fremdes Verdienst zu seyn. Er haßte im Feinde den Feind des allgemeinen Wohls, nicht aber den Franzosen, am allerwenigsten den Einzelnen, von dem

er eines Beſſern überführt war. Sein Standpunkt als Kaufmann gab ihm Gelegenheit zu vielfältigem Verkehr mit Obern und Gemeinen, und die Ueberzeugung von Tugend und Edelmuth in der Bruſt manches unfreiwilligen Feindes. Empört, wie er, von der Gewaltthätigkeit ihres Herrſchers, und verabſcheuend die Zwecke unbegränzter Ruhmſucht, mußten ſie den Begriffen der Ehre und Vaterlandsliebe gemäß ſich dennoch zu Mitteln hergeben. Vor Allen aber ſchien Major d'Horville, ſein Hausgenoſſe, eine ehrende Ausnahme von der Regel ſeiner Landsleute zu machen. Alles, was er that und ſprach, athmete Beſonnenheit, Gleichmuth und Feſtigkeit, und ſein weltbürgerlicher Sinn war frei von dem dünkelvollen Nationalſtolze der noch nicht Gedemüthigten. Groß und berühmt geworden durch den Krieg, mit Wun-

den, Würden und Ehrenzeichen geſchmückt, beſeufzte er oft die blutigen Veranlaſſungen, bei welchen ſie ihm geworden. Von der Unrechtmäßigkeit derſelben überzeugt, hätt' er gern den Lorbeer gegen den Oelzweig vertauſcht, und am allerliebſten gegen den Myrtenzweig aus der Hand der reizenden Geliebten.

Emilie war, als ſie Ferdinand von Horville kennen lernte, 17 Jahre alt, und verband mit einer Hebengeſtalt den Verſtand Minervens und den Liebreiz einer Charis. Das natur- und kunſtreiche D... bot Quellen genug zu ihrer Bildung an, und die Liebe und der Reichthum der Eltern ließ keine unbenutzt. Mit einem ſchwärmeriſchen Kunſtſinne verband ſie das fühlendſte Gemüth, mit der tiefſten Empfindung das ausgezeichnetſte Wiſſen. Außer den häuslichen Arbeiten, wozu die wirth-

liche Mutter sie fleißig anhielt, kannte sie die Geographie, Geschichts- und Naturkunde, und sprach geläufig mehrere Sprachen. Die Kenntniß der französischen begünstigte die Liebe für und von d'Horville, und gab der stummen eine Sprache. Kaum waren sie 14 Tage mit einander bekannt, da ward ihre gegenseitige Bestimmung ihnen klar, und jedes fühlte die Bedingung seines fernern Daseyns in der Neigung des Andern. Rasch, wie Emiliens Gefühle entstanden, gab sie ihnen Worte, und die Künste der Koketterie verschmähend, gestand sie dem Besiegten freimüthig seinen Sieg. Aber nicht allein ihm, auch ihren Eltern gestand sie ihn. An unbedingte Offenheit gegen die Zärtlichen gewöhnt, fand sie keine Ursache, ihnen ihre ersten seligen Gefühle zu verschweigen, und jene keinen Grund, sie zu mißbilligen. D'Horville war, wie

sie wußten, ein begüterter Baron aus der Provence, war jung, schön, hochgebildet und von den liebenswürdigsten Eigenschaften. Als sie sich daher nach einem längern Umgange auch von der Rechtschaffenheit seines Charakters überzeugt hielten, gestanden sie ihm durch Emilie die Erlaubniß zu, um ihren Besitz anhalten zu dürfen. Emilie flog mit dieser beglückenden Nachricht auf sein Zimmer.

Aber das Heil dieser Verkündigung wirkte nicht so, wie sie erwartet hatte, denn d'Horville — war schon verheirathet. Konvenienz und väterliche Drohung hatten dem kaum 18jährigen Jünglinge ein Wesen aufgedrungen, das in physischer und geistiger Hinsicht sein Gegentheil war. Ich kann sie nicht lieben, und werde bei ihr höchst unglücklich seyn! sprach er zu seinem Vater, als ihm diese Parthie vorgeschlagen

wurde. „Thut nichts, verſetzte jener, Deine Liebe iſt eine Chimäre, und das Glück wird ſich ohne ſie einfinden. Thereſe iſt vom älteſten Adel des Landes und Erbin einer halben Million. Sie muß Dich glücklich machen, und wirſt Du es nicht, ſo verdienſt Du ſie als Züchtigung!" — An blinden Gehorſam gewöhnt, verſtummte der Jüngling. Leiſe kämpfte ſein empörtes Gefühl gegen die widrige Verbindung; da kam ſie, die ihn unter ihrem Herzen getragen, an zärtlichem Buſen genährt hatte. Was des Vaters Drohung begonnen, vollendeten ihre rührenden Bitten, und des Jünglings Hoffnung ging unter in einer Thräne der Mutter.

Aber da, wo Dornen geſäet werden, kann keine Roſe aufblühen, und aus entgegengeſetzten Stimmungen keine Harmonie hervorgehen. Unmuth und Hader, Kummer und Thränen waren die Früchte dieſer

unſeligen Verbindung, und eine frühe Siechheit der Gattin der einzige Hoffnungsſtrahl des Gefeſſelten. Zwei Kinder, unter ſolchem Unſtern geboren, vermochten nicht, die weit Getrennten zu vereinigen; und der Segen des Ehebettes ſchien hier nur ſeinen Fluch vereinigen zu wollen. Da ſtarb plötzlich am Schlage d'Horvilles Vater, ihm folgte die Mutter, und Ferdinand frei athmend dem Ruf' ins Feld. Im Drange der Ereigniſſe, im Gewühle der Schlachten, im Hochgefühl des Siegs und der Ehre gewann er neuen Lebensmuth, und die Vergangenheit lag wie eine trübe Wolke hinter ihm. Seine Gattin wußt' er geborgen, und von ſeinem Leben gaben ihr regelmäßige Schlachtberichte die erforderliche Kunde. So war es ihm in der Gegenwart leicht, und für die Zukunft ließ er den waltenden Zeitgenius ſorgen.

In Emiliens Bekanntſchaft glaub't er einen Wink des Letztern zu erkennen. „Dieſe iſt für dich geſchaffen!" gab er ſich ſelbſt das Wort, als er das ſchöne, holdſelige Mädchen zum erſten Male ſah und hörte. Er verglich ſie mit Thereſen. Wie dieſe ein Bild des grämelnden, hinwelkenden Todes, ſchien jene ein Herold der Freude und des Lebens. „Möchten doch beide — wünſcht' er ins Geheim — bald ihren Sinnbildern entſprechen! Möchte Thereſe ihre für ſie und mich beſchwerliche Laufbahn, die ſich ohnehin dem Ziele entgegenneigt, endigen, und möchte dieſe Anmuthige die Pforten eines neuen Daſeyns vor mir aufſchließen, voll Blumen und duftender Lebensfrüchte. Sie nur kann meiner Beſtimmung mich entgegenführen, ein glückliches und beglückendes Weſen zu werden. Bei Thereſen bin ich weder das

Eine, noch das Andere; die Quelle meiner Jugend zerrinnt in dem trocknen Sande der ihrigen!“ — Emiliens Hinneigen zu ihm wiegte ihn immer tiefer in ſüße Hoffnungsträume, und er vergaß, was er den Pflichten der Wirklichkeit ſchuldig war.

Als Ferdinand zu Felde zog, begleitet' ihn Duval, ein alter Kammerdiener von Thereſens Vater, den er ſeiner Tochter als einen anhänglichen und vertrauten Diener mitgegeben hatte. Bald aber gewann dieſer den jungen Gemahl ſeiner Gebieterin lieber, als ſie, welche ſich von der Freundlichkeit und Milde des erſtern in tiefen Schatten verſetzt ſah. Bei den wenig verheimlichten Zwiſtigkeiten der Herrſchaft neigt' er ſich in Folge dieſer Vorliebe gwöhnlich auf die Seite des Herrn, und hielt der Baroneſſe kraft verjährter Rechte nicht ſelten eine Strafpredigt. Aus

dieſer Stellung gegen beide iſt es leicht begreiflich, daß ihn Ferdinand bei Eröffnung des Feldzuges eben ſo gern mit ſich nahm, als Thereſe ihn gehen ließ. Und in der That fanden beide hierbei ihre Rechnung. Denn wie er auch ſeinem Herrn wohlwollte, und wie wenig ihm die Gebieterin am Herzen zu liegen ſchien, ſo nahm er doch, wo ihr ein entſchiedenes Unrecht geſchah, ſie in Schutz, und vertrat ſie mit der Gewalt unbeſtechlicher Redlichkeit. Niemals aber hatte ſich dieſe in ſo vollem Lichte gezeigt, wie jetzt, wo das Gewiſſen Ferdinand's immer tiefer einzuſchlummern drohte, und die Pflicht einer kräftigen Stimme bedurfte, es aufzuwecken. An das galante Weſen ſeiner Landsleute gewöhnt, achtete Duval Anfangs wenig auf das Benehmen ſeines Herrn gegen die reizende Haustochter in D... Als er aber dieſen Umgang immer

vertrauter und die Briefe an Thereſen immer ſeltener werden ſah; als ihm endlich Ferdinand ſeine Wünſche und Hoffnungen offenherzig geſtand, da erwachte in dem redlichen Diener die alte Anhänglichkeit an Thereſe, und er ſprach zu ſeinem Herrn nachdrückliche und verſtändige Worte: das geheiligte Recht einer Gattin, Rang, Adel und was noch ſonſt zu Gunſten dieſer und zur Abgunſt der Nebenbuhlerin gereichen konnte — Alles wurde von ihm ins vollſte Licht geſetzt und Ferdinand's Vorhaben dabei nicht eben günſtig beleuchtet. Der Freimuth des Dieners regte den Herrn auf eine höchſt empfindliche Weiſe an. So ernſt, ſo in die Wirklichkeit eingreifend hatt' er ſich ſein Verhältniß zu Emilien noch nie gedacht. Ihm war es bis jetzt wie ein freundliches Intermezzo in dem Trauerſpiele ſeines Lebens, wie das Morgenroth eines

künftigen, wie der ſelige Brautſtand zweier Engel erſchienen. Er hätte nicht Schuld an dem Tode ſeiner Gattin ſeyn mögen, aber er hoffte ihn von der Hand des Schickſals; an Thereſens Verklärung ſollte ſich Emiliens Brautfackel entzünden. Anders erſchien ihm dies Verhältniß jetzt in dem Munde ſeines Dieners. Der Nachtwandler hörte ſich beim Namen genannt, und ſtürzte von der Schwindelhöhe ſeiner Seligkeit herab. Aber eben hierin hatt' es der ehrliche Duval verſehen. Er hatte, wie mancher Strafprediger, die Hölle zu ſchwarz gemalt, und dadurch bei ſeinem Zuhörer den Glauben an ihre Exiſtenz verſcherzt. Das Gemälde, welches er von Ferdinand's jetzigem Verhältniß zu Emilien entwarf, war ein Nachtſtück, ein Fratzengeſicht und zu keiner belehrenden Vergleichung mit dem frühern geeignet. Ja, im Eifer von Thereſens Ver-

theidigung hatt' er ſich an Emilien vergriffen und ſie mit harten Namen belegt. Er glaubte nämlich, ſie wiſſe um Ferdinand's Ehe, welches aber der Fall nicht war. Dieſer Angriff auf Emiliens Tugend verletzte den Liebenden tief, und er entließ murrend den Diener.

Nach dieſem Auftritte war es, als Emilie mit der elterlichen Erlaubniß, um ſie anhalten zu dürfen, bei ihm eintrat. Der Antrag erſchüttert' ihn. Was er noch kaum als Vermuthung in Duval's Munde ſo übel aufgenommen hatte, war zur Wirklichkeit geworden, und die unſchuldige, liebevolle Zärtlichkeit erſchien ihm wie eine verſchmitzte Erbſchleicherin. Ein Vorſatz, den er ſich kaum dunkel gedacht hatte, wurde hier keck ausgeſprochen, und ſchien erſt dadurch den Charakter eines Verbrechens anzunehmen. Statt Emilien zu dan-

ken, ſchaudert' er vor ihr zurück, ohne zu bedenken, daß er ſie ſo weit gebracht habe, daß nur das, was er wußte, ihren Antrag zum Verbrechen mache. In ſolchen Widerſpruch mit ſich ſelbſt kann der Menſch durch ſich ſelbſt gerathen, und vor ſeinen eignen Gedanken in fremdem Mund' erſchrecken. Emilie, die eine begeiſterte Aufnahme ihrer Bothſchaft erwartet und einen Beſtürzten gefunden hatte, glaubt', es ſey ihm irgend ein Unfall zugeſtoßen. Sie äußerte dieſe Vermuthung, und ſtrich ihm dabei zärtlich die Wangen. Die Unbefangenheit der Unſchuldigen rührt' und demüthigt' ihn zugleich. Er hatte nicht den Muth, ihr ſein Inneres zu entdecken, und ſie — „lindert' ihm geſchäftig geheuchelte Leiden."

Niemand mochte jetzt das Sprichwort: „Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben" tiefer empfinden, als Ferdinand. Der ihm auf-

gedrungene Vorwand konnte seine Erklärung gegen Emiliens Eltern um einen, allenfalls um zwei Tage verschieben. Aber geschehen mußte sie, wenn nicht eine von ihrer Seite erfolgen sollte, die ihm jetzt weher, als jemals, gethan haben würde. Er kam nach gerade zur Besinnung, daß er allein diesen Moment herbeigeführt habe, daß ein früheres offenherziges Geständniß ihn und die Geliebte der schweren Verlegenheit entzogen hätte; allein diese Betrachtung kam zu spät. Jetzt galt es, durch ein Bekenntniß den Schein eines feigen Betrügers auf sich zu laden, oder durch eine öffentliche Werbung um Emilien die Rolle des entschlossenen zu Ende zu spielen. Beides war ihm gleich unmöglich. Gegen jenes empörte sich sein Stolz, gegen diese seine Grundsätze; er stand wie Herkules am Scheidewege. Nach langem

Nachſinnen beſchloß er, ſich gegen Emiliens Eltern dahin zu erklären, daß er, um die Geliebte nicht in das zweifelhafte Schickſal eines Soldaten zu verflechten, bei dem Kriegsminiſter um ſeinen Abſchied nachſuchen wolle, der ihm zufolge ſeiner Verdienſte und Wunden nicht verſagt werden könne. — Während dieſer Zeit aber wollte er zugleich ſeine Scheidung von Thereſen betreiben und dann feierlich um Emilien anhalten. Seine Erklärung wurde höchſt freundlich aufgenommen. Emilie war wie im Himmel; ihn aber bettete ſein Gewiſſen auf Dornen und dem Vorgefühle der Reue.

Während des ſtillen Hergangs dieſer Herzens-Angelegenheit war die öffentliche ihrer großen Entwickelung näher gerückt. Die Reſidenzſtadt D..., welche ſo lange eine Zeugin der vergänglichen Größe eines

fremden Herrſchers geweſen, ſah ſich plötzlich von den Verbündeten eingeſchloſſen. Sie, die früher nur glänzende Paraden und Scheintreffen angeſehen hatte, fühlte ſich jetzt von dem furchtbaren Ernſt des Krieges bedrängt. Statt der Leuchtkugeln künſtlicher Feuerwerke flogen jetzt zündende Bomben in ihre Mauern, und dem Donner folgte Verheerung und ſchreiende Wehklage. Aber ſie ließ es nicht an Gegenwehr fehlen. Das Beſatzungskorps wagte manchen muthigen Ausfall, und that dem angreifenden Theile mancherlei Abbruch. Alles war in gährendem Aufruhr. Furcht und Angſt wechſelte mit der Hoffnung, und aus dem Aſchenhaufen zertrümmerter Paläſte erhob ſich langſam der Phönix deutſcher Freiheit.

Von den Belagerten wurde ein nächtlicher Ausfall beſchloſſen und dem Major

die Ausführung übertragen. Emilie erblich, ihre Eltern erſchraken, als ſie es vernahmen. Aber noch war ſeine Entſchlieſſung nicht da, Pflicht und Ehre geboten, er mußte gehorchen. Des Mädchens Angſt kannte keine Gränze, und ihre Thränen kein Maaß. Bald fiel ſie dem Geliebten um den Hals, bald auf die Knie, den Himmel um ſeine Rettung flehend. Tief rührte Ferdinanden dieſe ſchwärmeriſche Anhänglichkeit, und doch konnt' er ſich ihr nicht mit offenem Herzen hingeben. Ihm fehlte ihr freies Gewiſſen, und jede Hoffnung ſchien ihm eine Gotteslästerung. Emilie und die Eltern ſchrieben ſein zerſtreutes Benehmen dem kritiſchen Auftrage zu. Nur Duval, der den Heldenmuth ſeines Herrn kannte, wußte die Urſache ſeines jetzigen Kleinmuths richtig zu beurtheilen, und beſchloß, ſie zu nutzen.

Der Abend brach heran. Düſter, wie die Dämmerung, war die Stille auf den Straßen und in den Häuſern. Eine bange Erwartung der Dinge, die da kommen würden, beklemmte den Athem der Beängſtigten, und trieb ihre Wünſche in leiſen Gebeten auf die Lippen. D'Horville hatte ſich mit Duval auf ſeinem Zimmer verſchloſſen, der in einer Ecke den Säbel ſeines Herrn putzte und von Zeit zu Zeit betrübte Blicke auf ihn warf. Es kam zum Geſpräch:

D'Horville. Du ſcheinſt bekümmert; iſt Dir ein Scharmützel mit dem Feinde ſo was Neues?

Duval. Der Herr Major halten zu Gnaden — ein ſolches Scharmützel iſt mir was Neues.

D'Horville. Wie ſo?

Duval. Ich meine ein Scharmützel,

wo der Feind einen Alliirten an Ihrem Gewiſſen hat.

D'Horville. Du willſt mich wol ängſtigen, Duval? Ich verzeihe dieſen Verſuch Deinem Alter; doch laſſ' ihn den letzten ſeyn!

Duval. Nur wenn er die erwünſchten Folgen hat, Herr Major. Ich mache Ihnen ja kein Gaukelſpiel vor. Sie gehen wirklich in den Kampf, und, wie Sie ſelbſt ſagen, in einen gefährlichen. Ein Kampf aber iſt ein Gottesgericht, vor dem nur der Gerechte beſtehen kann Fühlen Sie ſich als einen ſolchen?

D'Horville. Duval! Duval! Du erlaubſt Dir viel.

Duval. Nur ſo viel, als ich vor Gott, meinem Gewiſſen und meiner Liebe für Sie verantworten kann. (Aufſtehend) Herr Major! ich habe 40 Jahre lang ehr-

lich bei Ihren gnädigen Schwiegereltern gedient. Als Sie Fräulein Thereſen heimführten, gab mich ihr gnädiger Herr Papa ihr in der Abſicht mit, daß ſie in mir einen treuen und redlichen Diener haben ſollte. Nun ſah ich zwar bald ein, daß die junge gnädige Frau keine Frau für Sie ſey; aber ſie iſt es doch einmal, und ſo lange ſie lebt, dürfen Sie keine Andere beſitzen. Sie können ſich von ihr ſcheiden laſſen; aber als katholiſcher Chriſt dürfen Sie dennoch nicht wieder heirathen, bis es dem Himmel gefällt, jene von Ihrer Seite abzurufen. Und dann — was ſollte aus Ihren unſchuldigen Kindern werden? Mamſell Emilie, ich will es glauben, iſt ein rechtſchaffenes Mädchen; würde aber ſie, die Bürgerstochter, ſich zur Mutter Ihrer hochgebornen Kinder ſchicken? Würden Sie ſie dadurch nicht an ihrem Erbtheil,

wenigſtens um das Eingebrachte Ihrer gnädigen Frau, verkürzen? Ich bin nur ein einfältiger Menſch; ſo viel aber ſeh' ich wohl ein. Sie müßten, wenn Sie dieſen Schritt thun wollten, aufhören, ein katholiſcher Chriſt, ein Edelmann, ein zärtlicher Vater und ein dankbarer Gatte zu ſeyn. Denn Dankbarkeit ſind Sie Ihrer Frau Gemahlin ſchuldig. Sie iſt ſeltſam und wunderlich; aber ſie liebt Sie wirklich, und trägt vielleicht um Ihrentwillen den Tod im Herzen. Warten Sie wenigſtens dieſen ab, und thun Sie dann — was Sie nicht laſſen können.

D'Horville. Es iſt zu ſpät, Duval. Hier kann ich, ohne meine Ehre zu kompromittiren, nicht mehr zurück, und dort iſt das Scheidungsgeſuch ſchon eingereicht.

Duval (erſchreckend). Nun denn,

ſo erbarme ſich Gott Ihres armen Weibes und Ihrer Seele. Jenes wird der Schlag und Sie . . . (auf die Knie ſinkend) Herr Major! Sehen Sie mich alten Mann vor Ihnen auf den Knieen, und laſſen Sie ſich im Namen Ihres unglücklichen Weibes, Ihrer unglücklichen Kinder und im Namen aller Heiligen erbitten. Was auch geſchehen ſey, noch iſt es nicht zu ſpät. Schikken Sie mich als Kourier nach Ihrer Heimath, mit der Vollmacht, die Scheidungsklage zurückzunehmen. Ich will Tag und Nacht reiten, und Gott wird meine alten Knochen um der guten Sache willen ſtärken. Gern will ich, wenn ich das Ziel erreicht habe, mich in die Gruft meiner Väter niederlegen; nur laſſen Sie mich's mit dem Segen und nicht mit dem Fluch Ihres Namens thun!

D'Horville (ihn aufhebend).

Deine Vorſtellung rührt mich, ich will es nicht leugnen. Schon um Deinetwillen könnt' ich einen Schritt zurückthun. Was aber würd' er mir helfen? Die Verſchmähete würd' ihn nicht anerkennen und ich mich ſchimpflich zurückgewieſen ſehen.

Duval. Dafür, beſter gnädiger Herr, laſſen Sie mich ſorgen. Ich weiß am beſten, wie ſehr Ihre Frau Gemahlin Sie liebt, und ein liebendes Weib thut Alles, wenn ſie die Liebe des Mannes dadurch zu erringen weiß. Ich will Ihre Sache führen, und die gnädige Frau wird in dieſer kurzen Verirrung die Gelegenheit ſegnen, Sie auf eine großmüthige Weiſe verbinden zu können.

D'Horville. Und Emilie? Die ſich mit argloſem Vertrauen mir hingegeben — der ich Glück und Ruhe zugleich mit dem Glauben an die Menſchheit rauben würde?

Aus der Feindſeligen Hand ſollt' ich den Dolch nehmen und ihn dem Engel in die Bruſt ſenken?

Duval (nach einer Pauſe). Herr Major — Sie kennen mich, und wiſſen, daß ich nicht gern zu einem Betruge rathe; aber um Ihres Seelenheils willen will ich es thun. Der Himmel wird Sie dieſe Nacht Ihres rechtſchaffenen Entſchluſſes wegen in ſeinen Schutz nehmen; Mamſell Emilie aber ſoll Sie als einen Todten beweinen und die Menſchheit in ihrem ſchönen Opfer ehren.

D'Horville. Mit dieſer groben Täuſchung glaubſt Du bei ihr durchzukommen?

Duval. Warum ſollte ſie nicht glauben, was ſo leicht möglich iſt? Erſt vermißt ſie Sie einige Tage — dann meldet die Todtenliſte Ihren Märtyrertod für's Vaterland — ſie gehet von der Unruhe

zur Trauer, von der Trauer zur Bewunderung und von dieser zur schwärmerischen Vergötterung über. Auf solche Weise retten Sie sich Pflicht und Ehre, der Gattin ihren Gatten, und der Liebenden den Glauben und die zärtliche Erinnerung an den Geliebten.

Die Wahrheiten der Religion und der Moral steigen bei den meisten Menschen in Augenblicken der Gefahr im Preise. Auch Ferdinanden fänd Duvals Vorstellung nachgiebiger als sonst, und er ermannte sich zu einem raschen Entschlusse. Duval eilte zum General mit einem Billete, welches diesen mit d'Horville's Wünschen bekannt machte. Nur noch ein Mal — als er bei hereinbrechender Nacht vor Emilien trat, und diese ihn unter den zärtlichsten Liebkosungen und Thränen beschwor, sein ihr geweihtes Leben nicht allzugroßer Gefahr auszusetzen —

drohete ſein Vorſatz mit dem Herzen zu brechen. Eine eintretende Ordonnanz gab ihm ſeine Faſſung wieder. Sie rief ihn ſchleunigſt zum General ab, und es mußte raſch geſchieden werden. Emilie fiel ihm um den Hals, er drückte ſie mit dem Gefühle des Abſchiedes und der Selbſtvorwürfe ans Herz, umarmte eben ſo die argloſen Eltern, und ſprengte davon. Die Segenswünſche der Getäuſchten folgten dem Unglücklichen.

Bei dem Generale, der ſein Freund und Gönner war, fand er nebſt dem Oberſt-Patent den nachgeſuchten Abſchied. Dieſem zufolge wollte der Kommandeur ihm die zugedachte Heldenrolle erlaſſen, er aber ſchlug es aus, und der Angriffsplan wurde verabredet. Mit dem Abſchiede in der Taſche ſollt' er, wenn er dem Tode und der Gefangenſchaft entginge, nach ſeiner Heimath

reiſen. Ein Gleiches, nur ſchneller, ſollte der ehrliche Duval thun.

Der Ausfall geſchah, und wurde von d'Horville mit eben ſo vieler Klugheit, als Tapferkeit, geleitet. Der Vortheil neigte ſich auf die Seite der Belagerten. Die Belagerungslinie wurde durchbrochen, und d'Horville ſah ſich mit Duval bald jenſeits derſelben. Aber erſterer war ſtark verwundet, und mußte in der nächſten Garniſonsſtadt Halt machen. Duval eilte mit Kourierpferden voran.

Die Helden jener Nacht zogen, als kaum der Morgen grauete, mit klingendem Spiele in die Stadt zurück. Emilie, welche kein Auge geſchloſſen hatte, lag voll ängſtlicher Erwartung im Fenſter, und glaubte in jedem Federbuſche den Major zu erblicken. Ein Reiter ſprengte heran. Es war d'Horville's Reitknecht, der ſich mit ſicht-

barer Unruhe nach seinem Herrn erkundigte. „Sie fragen mich? rief Emilie erblassend — Unglücklicher! Wo haben sie ihn denn gelassen oder verlassen?" da erzählte er, wie er seinen Herrn in dem Gewühle des Treffens habe vom Pferde sinken, aber — nach seiner Meinung — bald darauf sich wieder aufraffen gesehen. Da er jedoch nachher trotz alles Aufsuchens ihn nicht wieder habe zu Gesicht bekommen können, so wäre ihm nichts übrig geblieben, als allein zurück zu kehren und Jenen in seinem Quartiere anzutreffen oder abzuwarten. — Emiliens Unruhe stieg zur höchsten Beklemmung. Sie warf sich ihrem Vater schluchzend in die Arme, und beschwur ihn, nähere Erkundigungen einzuziehen. Aber auch diese lauteten nicht tröstlicher. Alles war voll von dem Lobe des Anführers, alles hatte ihn als Helden fechten, einige ihn

ſinken, aber Keiner ihn wieder in den Reihen der Seinigen geſehen. Emiliens Buſen zog ſich krampfhaft zuſammen. Der Vater ſuchte ſie zu beruhigen. Wol möglich, ſprach er, daß der Tapfere verwundet worden. Da inzwiſchen Niemand etwas von ſeinem Tode weiß, ſo iſt wahrſcheinlich, daß er entweder ſich ſelbſt gerettet, oder im ſchlimmſten Falle vom Feinde mitgenommen worden ſey. In beiden Fällen iſt er Dir unverloren.

Aber ſchon der dritte Morgen ſtrafte des Vaters Hoffnung Lügen, denn mit ihm erſchien die Todtenliſte, und d'Horville's Name an ihrer Spitze. Emilie lauerte dem Zeitungsträger auf, und das unglückliche Blatt fiel zuerſt in ihre Hände. Sie ſank zuſammen. Das Blatt krampfhaft zwiſchen die Finger gepreßt, fand man ſie ohnmächtig auf der Thürſchwelle.

D'Horville's Gemahlin war die Tochter eines der angesehensten und reichsten Häuser in Frankreich. Von fünf Geschwistern die älteste, war sie, als sie den jungen Gemahl erhielt, längst über die Blütezeit der Mädchen weg, und sowol durch diesen Umstand, als durch ihre Mißgestalt und Kränklichkeit mit dem Leben zerfallen. Der Besitz des bildschönen Ferdinands, den sie wirklich liebte, würde sie damit ausgesöhnt haben, hätte sie die Kunst, ihn zu behandeln, verstanden. Aber durch Natur und Erfahrung zum Argwohn gestimmt, konnte sie, wie der Geizige, ihres Reichthums nicht froh werden; die Furcht vor dem Verluste raubte ihr den Genuß des Besitzers. In jedem hübschen Frauenauge sah sie eine Angel, in jedem Busentuche ein Netz für die Tugend ihres Mannes. Solcher Verdacht führte Szenen entwür-

digender Kränkungen, ſolche Kränkungen noch niedrigere Verſöhnungsauftritte herbei. Das eheliche Surrogat der Liebe, Achtung und Freundſchaft, ging verloren, und jede Heimlichkeit ſah ſich ſpöttelnder Beurtheilung preisgegeben. Ihre Kränklichkeit ging dadurch bald zur entſchiedenen Abzehrung über, und ſtimmte ſie immer reizbarer. — Mit Ferdinand's Auszuge in's Feld änderte ſich dieſe Lage. Die peinlichen Veranlaſſungen zur Eiferſucht hörten auf, und er trat bei ihr in die vollen Rechte ſeines Werthes und ihrer Liebe zurück. Die Kälte ſeiner Briefe kränkte ſie wenig, da ſie die Urſache mehr in den Krieges-, als in anderweitigen Herzens-Verhältniſſen ſuchte. Sehr überraſchend und ſchmerzlich war ihr daher Ferdinand's Antrag auf Scheidung, der ihr zwar ſo ſchonend, als möglich, beigebracht wurde, aber dennoch eine beinahe

tödtliche Folge für sie hatte. Sie ahnete sogleich die wahre Veranlassung, und ihre Verwandten suchten sie darin zu bestätigen, um in ihrem Herzen mit Ferdinand's Werthe den Schmerz um seinen Verlust zu untergraben. Dies wollte aber nicht gelingen, und sie blieb in einer sehr bedenklichen Lage.

Da traf eines Tages der ehrliche Duval ein, und ließ sich, nachdem er von ihrem Zustande unterrichtet war, sogleich zur Baronesse führen. Sie empfing ihn mit Angst und Freude. Er überreichte seine Vollmacht, und erklärte Ferdinand's Scheidungsgesuch für eine Folge der Beschämung, worein ihn eine augenblickliche Verirrung mit einem D... Bürgermädchen gestürzt habe. „Dieses, gnädige Frau — beschloß er seinen Vortrag — nahm sich der gnädige Herr so zu Herzen, daß er sich nicht mehr

getrauete, unter Euer Gnaden Augen zu treten. Und um ſich nun den Auftritt der Beſchämung, oder gar der Verſtoßung, zu erſparen, gerieth er auf den deſperaten Einfall der Scheidung. Ich erfuhr dieſen Schritt und ſeine Urſache erſt, als er ſchon geſchehen war. Der Herr Major halten zu Gnaden, ſprach ich, das iſt ein recht dummer Streich. Die gnädige Frau haben Sie ſo lieb, und ſind ſo großmüthig, daß ſie Ihnen den kleinen Verſtoß gegen das ſechſte Gebot gewiß würden verziehen haben. Ja, noch jetzt übernehm' ich es, Ihre Sache zu führen, und Sie bei der gnädigen Frau zu entſchuldigen. Sie ſoll Ihnen jeden Vorwurf erlaſſen, und Sie nach wie vor lieb haben. Alles, auch den letzten dummen Streich, ſoll ſie vergeſſen, wenn Sie ihn nur in Zukunft wieder gut machen wollen. Da fiel mir der gnädige

Herr um den Hals, nannte mich seinen lieben englischen Duval, und eine halbe Stunde darauf saß ich mit dieser Vollmacht zu Pferde." — Der treuherzige Ton, mit welchem der wahrheitliebende Duval dies Mal log, verschaffte seiner Aussage bei Theresen den gewünschten Glauben, und ihrem geschwächten Körper einige Erholung. Sie raffte sich zusammen, und machte die feierlichsten Anstalten zum Empfange ihres Mannes; fest entschlossen, ihn durch keinen Vorwurf zu kränken, wenn er das Geschehene in der Folge würde zu vergüten suchen. — Und dies geschah, denn als sechs Wochen später d'Horville anlangte, wurde er von seiner Gemahlin mit offnen Armen empfangen und denselben Abend mit einem ländlichen Feste überrascht, welches ihm keinen Zweifel über die Aufrichtigkeit ihrer Versöhnung übrig ließ. Dies

rührte ihn so sehr, daß er sie fortan mit der höchsten Schonung und Delikatesse behandelte, welcher sie in gleichem Maaße zu entsprechen suchte. Der Gedanke an Emilien stieg zwar noch oft genug in ihm auf, aber er wußte ihn durch das lebhafte Pflichtgefühl und durch die Beschäftigung mit seinen Söhnen zu unterdrücken, deren Erziehung er sich mit ganzer Seele hingab. Sie gediehen auch ganz nach seinem Wunsche; der Frohsinn und die Liberalität des Vaters schienen ihr angebornes Erbtheil. Sein Verhältniß zu Theresen hätte man jetzt ein glückliches nennen können, wenn ihre immer schwächere Gesundheit und häufigen Nervenzufälle es nicht gestört hätten. Aber je schwächer sie wurde, desto mehr nahm ihre Zärtlichkeit für Ferdinand zu, und er näss'te oft mit dankbaren Thränen das Schmerzensküssen der Kranken.

Emilie war in eine hitzige Krankheit verfallen, während welcher sie den Todten in rührenden Tönen zurückrief. Als sie, unterstützt von ihrer kräftigen Natur und einer sorgsamen Pflege, endlich wieder genas, blieb eine Schwermuth zurück, die wie ein dunkler Schatten die Sonne ihres Lebens verhüllte. Ohne Kraft, sich zu einer freudigen Vorstellung zu erheben, war das Grab des Gefallenen ihre einzige Zuflucht. Denn als sie kaum genesen war, mußte Ferdinand's Reitknecht ihr die Stelle zeigen, wo er seinen Herrn sinken sehen, und eben dort erhob sich ein frischer Hügel, noch von keinem Denkmale geschmückt. Sie wollte ihn schmücken. Lag ja unter ihm die Bundeslade ihrer Liebe, und die Hülle dessen, der in bessern Regionen ihrer harrte. Täglich wallfahrte sie nach dem Hügel, bepflanzte ihn mit Rosen und Zy-

preſſen, und hielt die welkenden friſch durch ihre Thränen. Allem übrigen abgeſtorben, war dieſe Wallfahrt das einzige wichtige Geſchäft ihres Lebens, von welchem ſie weder Hitze noch Sturm und Regen abzuhalten vermochte. Ihre Eltern ſahen ſie verblühen, und gingen, ſie aufzuheitern, mit ihr ins Reich ihrer Träume ein. Heimlich aber verwünſchten ſie das Schickſal, welches dieſe Schale des Jammers über ſie ausgegoſſen hatte.

Der Donner des Krieges war ſeit Jahren verſtummt, und manche ſeiner blutigen Spuren erloſchen; neue Saaten der Hoffnung wogten auf den Gräbern der Gefallenen, und deutſche Freiheit erhob ihr Siegespanier, wo franzöſiſche Tyrannei gewüthet hatte — da wallfahrte Emilie noch immer, einem Schatten ähnlich, zur Gruft des Geliebten, ein Gegenſtand des

Erbarmens für Jeden, der des Weges vorbeikam. Einſt kniete ſie gegen Abend vor dem Hügel, den ſie eben mit Thränen und friſchen Blumen bekränzt hatte. Die unterſinkende Sonne beleuchtete mit ihrem Scheideſtrahl das Antlitz der halb Verklärten, die, in den Gedanken des Wiederſehens verloren, ihre Sehnſucht in einem ſtillen Gebete aushauchte. Wunderbar fühlte ſie ſich heute ermuthigt, frohe Ahnungen ſchienen ſie zu beleben, ſüße Stimmen ſie zu umflüſtern — ſie dankt dem Schöpfer für dieſes Vorgefühl der Seligkeit. Geſtärkt will ſie ſich jetzt erheben — da hört ſie von einer längſt verklungenen Stimme ſich genannt, und fühlt mit noch nicht vergeſſener Zärtlichkeit ſich umſchlungen. Den Kopf rückwärts gewendet, blickt ſie auf — es iſt Ferdinand, der ſie in den Armen hält. Ein Schrei des Entſetzens und Ent-

zückens entfährt ihren Lippen; Ferdinand's Küſſe wecken die Ohnmächtige.

Thereſe war nicht mehr. Ihr gedrücktes Leben war immer mehr und mehr in ſich zuſammengeſunken; der Hauch der Freude vermocht' es nicht mehr zu entfalten. Die Sonne von Ferdinand's Liebe konnte die halb Erſtarrte nur umſtrahlen, nicht mehr erwärmen. Dankbar für ſeine zärtliche Behandlung in den letzten Jahren, entſchlief ſie in ſeinen Armen, die mit herzlicher Wehmuth ſie umſchloſſen. Ihr letzter Wille ſetzte ihn als Erben ihres Vermögens ein, und empfahl ihm die fernere Bildung ihrer Kinder. Eine glänzende Beerdigung ehrte der Hingeſchiedenen Manen, und eine rührende Grabſchrift ihr Denkmal. Sodann reiſ'te er mit ſeinen Söhnen nach der Hauptſtadt, woſelbſt er ſie einem der berühmteſten Inſtitute anvertraute.

So lange Thereſe gelebt hatte, wollte Ferdinand nichts von dem fernern Schickſale Emiliens wiſſen, und wich ſorgfältig jeder Gelegenheit aus, die ihm darüber Licht geben konnte. Jetzt, zwei Monate nach Thereſens Hintritt, als er die Kinder verſorgt und ſich wieder einige Zerſtreuung gegönnt hatte — jetzt zog er, fürchtend und hoffend die erſte Erkundigung über die noch immer Geliebte ein. Was er erfuhr, entflammte ſeine Liebe zur Begeiſterung, ſeine Hoffnung zur freudigſten Zuverſicht. Schnell waren ſeine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung gebracht, und er mit dem ehrlichen Duval auf dem Wege nach D... Die eingezogne Nachricht über die Lebensweiſe Emiliens führte ihn nach ſeinem eignen Grabe, wo er ihr als ein Engel der Auferſtehung erſchien.

Jauchzend führte Emilie den Auſer-

ſtandenen bei den Eltern ein, welche der Schrecken auf einige Sekunden der Sprache beraubte. Dann gingen auch ſie zum Jubel über, umarmten den verloren Geglaubten, und baten ungeſtüm um die Geſchichte ſeines Todes, wie ſeiner Auferſtehung. Der ſtrengſten Wahrheit gemäß theilt' er ſie ihnen mit. Die Eltern runzelten oft die Stirn, und blickten Emilien mit erinnerungsvoller Wehmuth an. Sie ſelbſt aber lobte des Geliebten Entſagungsmuth, und feierte den Triumph ſeines ſiegenden Gewiſſens. Aller überſtandener Leiden vergeſſend, ſchloß ſie ihn in die Arme, und fühlt noch jetzt ſich von den Seinigen umſchloſſen. Ferdinand's Söhne lieben in ihr die zärtlichſte Mutter und der reichbelohnte Duval die freundlichſte Gebieterin.

Der Geisterbrief.

Euphrosine kniete am Sterbebette ihrer Schwester, Rosalie; ein Engel zu den Füßen einer Verklärten. Ihr Schluchzen durchbebte die lautlose Stille des Zimmers, und die Nachtlampe neigte sich ihrem Erlöschen entgegen. Da richtete die Kranke sich im Bette auf, und zog die Weinende an ihr Herz. „Warum weinst Du, Geliebte, sprach sie lispelnd, da die Lebensmüde eingeht zur Ruhe? Die Hand des Schicksals lag schwer auf mir, mich fesselte an diese Welt nichts, als Du und meine Kinder; werde dieser

Unglücklichen Mutter, wie Du mir Schwester warst, und ich scheide freudig von hinnen. Euphrosine hob den Thränenblick starr zur Schwester. „Ja, fuhr diese fort, „ich kenne ganz das Opfer, das ich von Dir fordere. Du aber hast von mir an seinem Altare bluten gelernt; die kleinen Waisen würden den Martertod sterben.“ Stärker schluchzte jene, und hob die Finger schwörend gen Himmel. Rosaliens Gatte trat herein, und wollte dem Bette sich nähern. Da flackerte die Nachtlampe hoch auf, der Bebende blieb wie eingewurzelt stehen, und die Verklärte lag entseelt in der Schwester Armen.

Tomasino war schon hoch in Jahren, als er um Rosalien gefreiet hatte. Was ihn zu ihr hinzog, war weder Liebe, noch Freundschaft, sondern Wollust, angefacht von den Reizen der Unschuld. Ein Strahl

aus ihrem Himmel hatt' in ſeiner Bruſt eine Hölle entzündet. Wie mehrere ihrer unglücklichen Mitſchweſtern, wurde ſie ein Opfer des Eigennutzes und der Convenienz. Tomaſino war reich und angeſehen, und ſie wurde von einem hartherzigen Vater an ihn verkauft. Sieben Marterjahre verlebte ſie an ſeiner Seite, der ganzen Willkühr ſeiner Rohheit und Laune preisgegeben. Sie duldete, wie eine Heilige, und ſuchte ſich an der Liebe ihrer Schweſter und zweier holden Engelsknaben aufrecht zu erhalten. Allein die Laſt war zu ſchwer, und das zarte Bäumchen knickte in ſeiner Blüthe.

Euphroſine, die jüngere, übertraf an Schönheit und Reiz ſelbſt ihre Schweſter, und ſah ſich ſchon bei den Lebzeiten jener den Nachſtellungen Tomaſino's ausgeſetzt. Roſalie wußte darum, ſuchte die Tugendhafte zu beruhigen, und weinte im Stillen.

„Vielleicht, sprach sie bei sich selbst, geht einst aus dieser unglückseligen Leidenschaft das Glück meiner Kinder auf, vielleicht entfaltet diese Trauerblüthe eine freudige Frucht auf meinem nahen Grabe.“ Diese Hoffnung sprach sich auf der Sterbenden Lippe als Wunsch aus, welchem Euphrosine ein schwärmerisches Daseyn opferte.

Aber Tomasino, der Greis, war nicht edler, als Tomasino, der Mann. Seine Sinnlichkeit fühlte sich bald in den unerschöpflichen Reizen seiner jungen Gattin erschöpft, und Ohnmacht und Ueberdruß des Tyrannen stürzten die Bejammernswerthe in eine bodenlose Tiefe. War Rosalie in dumpfer Finsterniß dahingewandelt, ohne je das Licht erkannt zu haben, so mußte diese zum größeren Unglück ein Götterstrahl der Liebe ihre Nacht erleuchten, um sie finsterer zurückzulassen.

Eines Tages ſaß Euphroſine auf dem Sopha, mit dem Anzuge eines von Roſaliens, nun ihrer Kinder, beſchäftigt. Des Knaben ſüßer Anblick ward zur ſchwärmeriſchen Erinnerung an ſeine Mutter, und ihre Thränen fügten ſich zur Perlenbrücke hinüber zur Vollendeten. In Wehmuth aufgelöſ't, drückte ſie den kleinen Amor an's Herz, und von ihren Lippen bebte der Name: Roſalie! Es wurde an die Thüre gepocht, und ſie vernahm es nicht. Die Thür ging auf, und herein trat ein junger Mann, der, unbemerkt von Kind und der Mutter, auf der Gruppe ſchweigend verweilte. Jetzt blickte der kleine Emil auf, und rief erſchreckt: Mutter! ein Mann! Die Erröthende ſah auf, trocknete haſtig ihre Thränen, und fragte verlegen nach des Fremden Anliegen. Verzeihen Sie, ſprach dieſer, daß ich ohne mein Verſchul-

den eine ſo rührende Scene unterbreche. Ich pochte an, und ... meine ſchleunigſte Entfernung ſoll ... — Keinesweges, verſetzte die Gefaßte, belieben Sie ſich vielmehr niederzulaſſen und mir den Gegenſtand Ihres Beſuches mitzutheilen. „Dieſen, erwiederte der Fremde, wird dies Schreiben Ihnen eröffnen.“ — Es war die Empfehlung eines angeſehenen Handlungshauſes an ihren Mann. Der Vorzeiger wurde darin als ein vornehmer Reiſender, der ſich einige Wochen in T. aufzuhalten gedenke, Tomaſino's Dienſtgefälligkeit auf's Dringendſte empfohlen. Euphroſine las das Schreiben flüchtig und erröthend durch, und gab es dann mit den Worten zurück: Sie werden meinen Mann, wenn Sie ſich bemühen wollen, auf ſeinem Comptoir treffen. Stumm verbeugend entfernte ſich der Fremde.

Der Ritter von Sankta Cruzza — so hieß unser Reisender — war aus einer der angesehensten Familien Spaniens. Einziger Sohn seiner Eltern, waren auf dessen Erziehung und Bildung bedeutende Summen, und zwar mit dem seltensten Erfolge verwendet worden. Mit Empfehlungen und Wechseln reich versehen, hatte er seit drei Jahren sein Vaterland, Frankreich und Deutschland bereis't, und traf jetzt in T., einer Gränzstadt Italiens, ein, wo wir ihn eben sein Empfehlungsschreiben haben abgeben sehen.

Tomasino empfing den Ritter mit aller Devotion eines Bürgerlichen, dessen geschmeicheltem Stolze ein hoher Adeliger empfohlen wird. Noch an demselben Tage erfuhren dessen Freunde, Nachbarn, Bekannte und Unbekannte mit bedeutender Miene die Ankunft eines spanischen

Grand's, der in einer geheimen Mission Europa durchreise, und an das Tomasinosche Haus empfohlen sey. Bei den Stadthonoratioren liefen Einladungskarten für den nächsten Tag auf ein Diner umher, und Euphrosine hatte zum ersten Male den Auftrag, kein Geld zu schonen, um dieses so glänzend, als möglich, zu veranstalten.

Der Mittag und die Gäste erschienen. Don Antonio hatte seinen Sitz neben der schönen Wirthin. Jeden, und besonders die anwesenden Damen auf das Verbindlichste unterhaltend, beobachtete er gegen jene eine Art Nichtunterhaltung, welche auf das Verschiedenartigste gedeutet und beurtheilt wurde. Die schönen Damen fanden darin den Triumph ihres Reizes; die Häßlichen den doppelten, ihrer Erhebung und der Demüthigung der „Eingebildeten;" Tomasino verzweifelte beinahe über den

verunglückten Eindruck der „Empfindsamen“ auf den hohen Gast; sie selbst aber war — aus diesen ganz entgegengesetzten Gründen — sehr unruhig und verlegen. Neid und Eitelkeit sehen scharf, aber sie sehen bloß; indeß ein, durch langes Leiden und den ersten Pulsschlag der Liebe angeregtes, Gemüth fühlt — und mit seiner Erkenntniß weiter und tiefer reicht, als die erstern. Daher konnte es Euphrosinen nicht entgehen, wie ängstlich der Ritter jede kurze Pause benutzte, um einen prüfenden Blick auf ihren Mann und dann einen wehmüthigen auf sie zu werfen; wie zärtlich und bebend jedes flüchtige Wort an sie klang, und wie sehr er ihre ängstlichen Beobachtungen der Andern theile. — Jetzt war die Tafel zu Ende, man schied unter gegenseitigen Complimenten auseinander, und Euphrosine flüchtete auf ihr Zimmer, um

die erſten ſüßen Thränen ihres Lebens auszuſtrömen.

Antonio war im fünf und zwanzigſten Jahre, und verband mit dem ſpaniſch-feurigem Temperamente, der bilderreichſten Fantaſie und dem leis und tief fühlenden Gemüth einen prüfenden Verſtand und ausdauernden Willen. Unter der Aufſicht eines aufgeklärten Erziehers erwachſen, durch die klaſſiſche Literatur und Kunſtprodukte aller Nationen gebildet, hatte jede dieſer Seelenkräfte den gehörigen Grad von Schwung und Feſtigkeit erhalten, und alle ſtanden unter einander im ſchönſten Verhältniſſe. Nichts war bei ihm vorherrſchend, als die Religiöſität, welche oft, die Höhen der Begeiſterung überfliegend, in ſchwärmeriſchen Aberglauben ſich verlor. In allem Andern war er Kosmopolit, in dieſem allein war er Spanier. Aber auch hier nur im

edelsten Sinne. Fern von Bekehrungs- und Verfolgungssucht drang er seine Grundsätze und Ansichten Niemanden auf; er flüchtete vielmehr mit dem Ideal alles Hohen und Schönen eifersüchtig in sein Inneres. Nur vor Raphaels, Correggios und Guido Renis Zauberschöpfungen schloß sich dieses auf, und dann flog sein Gebet, wie auf Seraphs Flügeln, gen Himmel.

Noch hatte er nicht geliebt; denn noch war ihm unter den Gebilden der Natur keines begegnet, das jenem der Kunst und seiner Fantasie entsprochen hätte. Jetzt — an einem Tage, da er Euphrosinen unbemerkt überraschte — jetzt zum ersten Male schlug seine Stunde. Diese jugendlich reizende Mutter, hingebeugt mit dem Blicke der Liebe und der Thränen über den schönen Knaben — warlich, diese konnte ihre Wirkung nicht verfehlen. Eine solche Madonna

dolorosa hatte noch kein Pinsel hervorgezaubert; hier sah die höchste Kunst von der schönsten Natur sich übertroffen. Ach, er hätte hinsinken mögen zu ihren Füßen, und aufbeben zu ihr, wie er noch vor keinem Gnadenbilde gebetet hatte. Er hätte . . . aber sie war Tomasino's Gattin, und jede Ergießung vor ihr wäre Frevel gewesen gegen Diejenige, deren Urbild er in ihr verehrte. Er raffte all' seine Kräfte zusammen, und betrug sich so gefaßt, wie wir ihn gesehen haben.

In Tomasino selbst fand sein Kennerblick sogleich denjenigen, der er wirklich war, und ein Schauder durchlief ihn bei der Vorstellung des unseligsten Verhältnisses. Wir haben ihn bei der Tafel mit Euphrosinens Augen betrachtet, und mit ihr auf dem Grunde seiner Seele gelesen.

Diese war auf ihr Zimmer geflüchtet.

Auch sie hatte ein dunkles Bild hoher idealischer Männlichkeit in ihrer Seele getragen, dessen Züge aber bei ihrer gänzlichen Abgeschiedenheit von der Natur- und Kunst-Welt zu keiner solchen Deutlichkeit, wie bei Antonio, gelangt waren. Jetzt, da dieser ihr unbemerkt, wie ein Ueberirdischer, erschienen war; da er vor ihr stand in der vollendetsten männlichen Schönheit, und ihr in's Auge sah mit dem schwärmerisch-süßen Ernst; da sie den zärtlichen nie vernommenen Klang seiner Stimme hörte, da ertönten auf ein Mal, wie aus langem Schlummer, alle Seiten ihres Herzens, und jeder tönte: Er ist's! Die Scene, bei welcher er sie überrascht hatte, machte ihn im ersten Augenblicke zum Vertrauten ihre Lage und ihres Gefühls, und bahnte diesem einen weit kürzern Weg, als er sonst genommen haben würde. Die

Folgen dieſes erſten Eindrucks weniger, als er, der Erfahrne, überſchauend, war ſie ſchneller, als er, wieder gefaßt, und ſah nach ſeinem Abſchiede mit ruhigem Verlangen dem nächſten Tage entgegen, welcher den Herrlichen zum zweiten Male ihr zuführen ſollte. Nun aber, da ſie an ſeiner Seite ſaß, und ein dunkles, doch ſicheres Gefühl, ihr ſagte, was ſie ihm ſey: nun fing ſie an, die Folgen dieſes gegenſeitigen Verhältniſſes zu überdenken, und ſchauderte vor Schmerz und Wonne zuſammen. — Da lag ſie hingeſtreckt vor dem Bilde der Hochgebenedeiten, dankend und flehend wegen des gefahrvollen Glücks, das ihr ward; das wie ein prächtiger Komet aufgegangen war, am Horizont ihres Lebens. „Laß gnadenreiche Mutter — ſo flehte ſie — es leuchtend, aber nicht verderbend an mir vorüber gehen; laß es

ſeine freundlichen Strahlen werfen in die Nacht meines Daſeyns, aber nie, mein ewiges Heil verzehrend, es entzünden.“ Ein tiefer Schauer durchbebte ihr Inneres, und der Engel der Gewährung ſah ernſt lächelnd auf ſie nieder.

Vier Wochen waren ſeit Antonio's Ankunft in T. verſtrichen. Seine bekannte Kunſtliebhaberei machte deſſen Aufenthalt an einem, in dieſer Hinſicht ſo reichhaltigen, Orte Jedermann unverdächtig. Dieſem Umſtand kam die gebrauchte Vorſicht zu Hülfe, daß er außer Tomaſino's Haus mehrere andere beſuchte, und ſo den allenfalſigen Argwohn irre leitete. Unter dieſen Häuſern war beſonders eins, des Grafen Alleſſandro, deſſen Tochter, Seraphine, eine vertraute Freundin Euphroſinens war. Antonio's Beſuche bei dem Grafen wurden von Jedermann auf Rechnung dieſer Freundin

geſchrieben. Nur ſie ſelbſt und Euphroſine hatten hierüber, wie leicht begreiflich, eine andere Anſicht. Dieſe fühlte richtig, und jene beſcheiden genug, um in Antonio's häufigen Erſcheinungen etwas anders, als einen indirecten Umgang mit Euphroſinen, zu erkennen.

Dieſer Umgang war aber keinesweges ein verabredeter, und hatte nichts von dem Gehäſſigen eines ſolchen. Noch ſchwebte die Weihe ihres Bundes mit heiligem Verſtummen über den Liebenden, und kein Geſtändniß hatte bis jetzt das zarte Geheimniß entheiligt. Die wahre Liebe gleicht dem gebannten Geiſte im Mährchen, der ſeinem Beſchwörer nur ſo lange unterthan iſt, als das rein kryſtallene Gefäß ihn umgiebt.

— — — „Einmal entlaſſen
Des Himmels Winkel, ihrem ſichern Aufenthalt,

Gehört sie jenen tückischen Mächten an,
Die keines Menschen Kunst vertraulich macht."

Beide Herrlichen sahen, sprachen und liebten sich bis zur Anbetung, ohne jedoch eine andere Bürgschaft, als die der eignen Empfindung, dafür zu haben. Jedes fühlte des Himmels Tiefe in seiner Brust, ohne ihn, wie den Himmel über sich, zu begreifen. So strichen Tage, Wochen, Monde, und endlich ein Jahr dahin, als plötzlich die äußeren Verhältnisse sich änderten, und den Liebenden eine harte Prüfung bereiteten.

Graf Alessandro war ein Neuadeliger und, wie die meisten seines Standes, anspruchsvoll und eitel. Was Wunder also, daß unter denjenigen, welche Antonio's Besuche in seinem Hause auf eine Neigung zur Tochter deuteten, er der erste war! Und wie sehr mußte der neuadelige T... ner Stolz durch die Aussicht, auf

eine Verbindung mit dem altkaſtiliſchen ſich geſchmeichelt fühlen. Keine Schmeichelei, kein Aufwand wurde geſpart, um die Schlinge, welche ſeinem Bedünken nach die Tochter bereits um den Ritter geworfen hatte, feſter zuzuziehen, und mit heißer Ungeduld ſah er der Nachricht dieſes koſtbaren Fangs entgegen. Als dieſe zu lange zögerte, ſprach er mit Seraphinen ſelbſt, deren ſchamhafte Gluth ihn in ſeiner Hoffnung mehr beſtärkte, als ſie ihn davon hätte abbringen ſollen. Dieſe geſteigerte Hoffnung ſteigerte aber zugleich ſeine Ungeduld, und veranlaßte ihn zu einigen ſehr unzweideutigen Anſpielungen gegen den Ritter ſelbſt, der, wie aus den Wolken gefallen, gleich Seraphinen verſtummte. Als dieſer aber nun eine geraume Zeit ſeine Beſuche ausſetzte, und bei dem erſten, auf des Grafen dringende Einladung erfolgten,

in ſeinem Stillſchweigen beharrte: da regte ſich in Aleſſandro's Bruſt die beleidigte Eitelkeit, und machte ſich in den gemeinſten Ausdrücken Luft. Antonio mied nun deſſen Haus aufs Neue, und zwar mit dem feſten Vorſatze, es nie wieder zu betreten. Was aber ſeine Lage bis zur Verzweiflung trieb, war eine mit dieſem gleichzeitig eingetretene Spannung mit Tomaſino, deſſen Unwillen er ſich durch eine flüchtige Nachläſſigkeit in öffentlicher Geſellſchaft zugezogen hatte.

Dieſer Zufall von außen griff tükkiſch in den inneren Frieden dreier Seelen, und bereitete denſelben eine nie geahnete Zukunft. — Des Vaters unvorſichtige Aeußerungen warfen in Seraphinens Herz einen Brand, der um ſo ſchneller um ſich griff, je mehr ſie denſelben zu erſticken ſtrebte. So wenig ſie

bisher auf die ſtumme Möglichkeit geachtet hatte, ſo ſehr merkte ſie jetzt auf die ausgeſprochene. Bisher war der unterdrückte Wunſch ein Opfer, das ſie dem Glücke zweier Liebenden brachte; jetzt von Antonio ausgeſchlagen, war er ein Zwang, gegen welchen ihr Stolz ſich empörte. Bisher gereichte ihre Entſagung den Liebenden zum Vortheil; jetzt bei dem gänzlich unterbrochenen Umgange beider, war ſie fruchtlos. Was jenen noch übrig blieb, verlor ſich immer mehr in die luftige Geſtalt einer Chimäre, gegen welche es immer ſchwerer fiel, eine glänzende Wirklichkeit zum Opfer zu bringen. Sie fühlte in ſich den Werth und die Möglichkeit, Antonio's Glück zu ſchaffen, wenn Euphroſinens Geiſterliebe ihr nicht geſpenſtiſch im Wege ſtände. Solchen Betrachtungen erliegend, würde ihr Verhältniß zu dieſer

ſich geändert haben, wenn nicht gegenſeitige Zarkheit es erhalten hätte.

Antonio litt zwiefach. Die gewaltſame Verbannung von Euphroſinen beugte ihn nieder, und ließ ihn die freiwillige von Seraphinen deſto ſchmerzlicher empfinden. Wie wohlthätig wäre jetzt der vertraute Umgang mit der Vertrauten ſeiner Geliebten für ihn geweſen. Wie reich hätten ſolche Unterhaltungen für ihn ſeyn müſſen, an Klag' und Troſt, und theilnehmender Vermittlung. Daß ſich Seraphine zu letzterer gern würde hergegeben haben, bezweifelte er keinen Augenblick; da er den Einfall einer Verbindung zwiſchen ihr und ihm einzig auf Rechnung des Vaters ſchrieb. Sie aber — ſie wußte ja um ſeine Liebe zu Euphroſinen; — in der That würde der Schwärmer Seraphinen gehaßt haben, hätte er gewußt, in welche

liebende Verhältniſſe ſie in dieſem Augenblicke ſich mit ihm zuſammen dachte.

Wochen und Monde verſtrichen, ohne daß er Geliebte und Freundin irgend anders zu ſehen bekam, als beim Ein- und Ausgang der Kirche. Aber die tiefe Bläſſe auf dem Antlitze der erſtern erfüllte ihn mit ſolcher Angſt, daß er einen gewagten Schritt gethan haben würde, hätte nicht das Schickſal einen leichtern ausgemittelt. Graf Aleſſandro wär auf einige Wochen verreiſ't. Kaum hatte Antonio dieſe Nachricht erfahren, als er zur höchſten Ueberraſchung Seraphinens in ihr Zimmer ſtürzte, und ſie mit haſtiger Angſt um Nachricht von Euphroſinen beſchwor. Sie iſt nicht ganz wohl, ſagte jene mit einer Verlegenheit, welche mehr ihrer eigenen Situation, als der bedenklichen Lage ihrer Freundin galt. Antonio aber ſetzte ſie frommgläubig

auf Rechnung der letztern, und mit seinem Kummer wuchs seine Theilnahme an der theilnehmenden Freundin. Er gab ihr dies mit Händedruck und Worten zu erkennen. Seraphinens Thränen strömten, und er küßte eine dieser Perlen von dem schönen Arme weg, auf den sie gefallen war. Nur das Einzige wollte ihn befremden, daß die Freundin ihm auf mehrere indircete Anfragen nichts von Euphrosinens Aeußerungen über ihn mittheilen zu wollen schien. Er entschuldigte sie aber im Herzen mit einem in dieser Hinsicht muthmaßlichen Verbote der Geliebten. Die wahre Ursache aber war weit einfacher. Euphrosine hatte die zunehmende Neigung der Freundin gegen den Freund nur gar zu sehr gemerkt und sorgfältig jedes Wort vermieden, welches Oel in eine hoffnungslose Flamme gießen konnte. — Beim Abschiede bat An-

tonio um die Erlaubniß, wieder kommen zu dürfen, was Seraphinens Liebe — obgleich das Unschickliche fühlend — ihm zögernd zugestand.

Aber die Gewißheit, daß diese Liebe eine hoffnungslose sey, litt in Euphrosinens Herzen einige Erschütterung, als sie aus der Freundin Munde zwar den jedesmaligen Besuch Antonio's, niemals aber den Inhalt seiner Gespräche erfuhr. Und doch war dieser kein anderer, als — die Geliebte. Nur wenn die Seufzer oder Thränen der oft sehr zweideutig angeregten Freundin strömten, erhielt diese einen dankbaren Blick oder Händedruck. So selten aber solche waren, so sorgfältig hielt die immer schwärmerischer liebende Seraphine sie zusammen, und flocht die goldenen Fäden in das Spinngewebe ihrer Hoffnung. Dieses heimliche Gewebe vermehrte ihr sträfliches

Bewußtſeyn gegen die Freundin, und war die Grundurſache ihres Schweigens. Sich ſelber freilich gab ſie eine ganz andere an. Sie wollte die nun gänzlich hoffnungsloſe Neigung beider Theile nicht durch gegenſeitige Mittheilungen nähren. Dieſe Urſache vermuthet' und ehrte auch Euphroſine, und nur zuweilen regte ſich in ihr der Zweifel, ob Seraphinens Schweigen nicht vielmehr Antonio's Erkalten als deſſen zunehmende Wärme bedeckte. Aber grade in ſolchen Momenten war es, wo ſich die Heldengröße des Weibes offenbarte. Weit entfernt, Seraphinen (im vorausgeſetzten Falle dieſe glückliche Nebenbuhlerin) anzufeinden, ſchloß ſie ſich an dieſelbe mit immer größerer Herzlichkeit an, feſt entſchloſſen, wenn ihre Vermuthung ſich beſtätigt fände, alles zur Vereinigung der Liebenden beizutragen. Nur die Furcht,

der Freundin im Verneinungsfalle wehe zu thun, hielt sie ab, bei Seraphinen grade anzufragen, und dann die schleunigsten Mittel zu diesem Zwecke zu ergreifen. Das Zartgefühl gebot ihr einen langsamern Entdeckungsweg. — Aber eben diese Zweifel, und diese still großmüthigen Aufopferungen, griffen das schwache Gebäude ihrer Gesundheit immer mehr an, und drohten mit einer nahen Zerstörung.

Einst besuchte Antonio seine Freundin in einer sehr aufgeregten Stimmung. Er brachte einen neu erschienenen Roman mit, welcher eine hoffnungslose Liebe zum Gegenstande hatte. Mit hinreißendem Gefühl las er ihr einige Scenen daraus vor, und aus verschiedenen Quellen entsprungen, vereinigten sich ihre Thränen in einen Strom. Seraphine fühlte sich zu erschüttert, um weiter zuzuhören, und beschwor den Freund,

einzuhalten. Dieſer drückte ſie, ſich ſelbſt vergeſſend, an's Herz, preßte auf den ſchönen Mund einige glühende Küſſe, und verließ trunken die Berauſchte.

Als Euphroſine den nächſten Tag die Freundin beſuchte, da ſiegte in dieſer die edlere Natur, und ſie vermochte nicht länger, ſich zu verſtellen gegen das Weib, deſſen unbefangene Gegenwart ſie zu Boden drückte. Mit zagendem Schritte betrat ſie Anfangs den Weg der Erklärung, welchen ſie dann, von der entgegenkommenden Freundin ermuntert, muthvoll vollendete. Beide verſchloſſen ſich auf Seraphinens Kabinet, welches ſie erſt nach anderthalb Stunden wieder verließen. Wie ſehr inzwiſchen dieſe Unterhaltung Euphroſinen angegriffen haben mochte — bewies, als ſie heraustrat, ihr wahrhaft leichenblaſſes Geſicht und ſchwankender Gang. — Eben

wollte sie, von Seraphinen unterstützt, aus dem Zimmer nach ihrem Wagen wanken, als Antonio eintrat. Euphrosinens Gesicht und Haltung erblicken, und sie mit einem Schrei der Liebe und des Schreckens in die Arme schließen, war das Werk einer Sekunde. Allein ihr brechendes Auge wehrte den Ungestümen ab, und sie wurde bewußtlos in den Wagen gehoben. Antonio stürzte wie im Wahnsinn nach seiner Wohnung.

Es dürfte schwer zu entscheiden seyn, welchen dieser drei Anwesenden der Blitz eines solchen Zusammentreffens am tiefsten verwundet hatte; ob sich gleich die Folgen am schnellsten und traurigsten bei Euphrosinen zeigten. Kaum zu Hause angelangt, mußte sie zu Bette gebracht werden, welches sie — so wollt' es das Schicksal — lebend nicht wieder verlassen sollte. Der

letzte Sturm hatte ihr ſchwaches Lebens-flämmchen zu heftig angeweht, um es nicht völlig auszulöſchen. Nur noch einige Mal flackerte es, einen magiſchen Glanz verbreitend, auf, um dann auf immer zu verſinken.

Seraphine wich nicht vom Lager der Kranken. Sie glaubte Urſache zu haben, ſich durch ihre neuliche Entdeckung für die Mörderin ihrer Freundin anzuſehen, und badete das Kiſſen der Sterbenden mit Thränen der heißeſten Reue. Dieſe aber ſuchte nicht nur ſie zu beruhigen und zu tröſten, ſie wollte auch, ehe ſie die Erde verließ, das ewige Bündniß ihrer nächſt verwandteſten Weſen ſtiften. Sie ſandte daher, als Seraphine, vom langen Nacht-wachen erſchöpft, eingeſchlummert war, zu Antonio, und ließ ihn dringend zu ſich ein-laden. Dieſer flog herbei. Als er die

Thür öffnete, erwachte Seraphine, und Euphroſine richtete ſich im Bette auf. „Jetzt wird er der Deinige" — lispelte ſie der Freundin zu, und reichte ihre Hand Antonio entgegen. Dies aber war die letzte Anſtrengung ihrer phyſiſchen Kraft — ſie ſank zurück, und jener hielt eine Todtenhand in der ſeinigen. So wollt' es die Vorſehung. Lebend ſollte ſie die Weihe dieſes Bundes nicht vollziehen, dieß war der Verklärten vorbehalten.

Als Antonio nach jenem unglücklichen Zuſammentreffen mit Euphroſinen in ſeine Wohnung zurückgekommen war, warf er ſich nieder vor dem Bilde des Gekreuzigten, und gelobte auf's Neue Lieb und Treue der Angebeteten, welche, wie ſein Gefühl ihm richtig ſagte, für ihn dem Tode entgegen welkte. Nichts ſollte trennen das unſichtbare Band zwiſchen ihm und ihr,

und ſein ſehnlichſter Wunſch war, gleichzeitige Auflöſung mit der Geliebten. Dieſem aber widerſetzte ſich ſeine ſtärkere Natur, und er mußte leben, um Euphroſinens Tod zu beweinen. Während ihrer Krankheit hatte er ſich bei Seraphinen nur ſchriftlich nach dem Zuſtande der Geliebten erkundigt, denn eine dunkle Stimme mochte ihm ſagen, daß ſeine Beſuche bei jener — ſo unſchuldig ſie auch waren — dennoch ein Vergehen ſeyn dürften gegen dieſe. Seraphine fügte ſich nach dem, was wir von ihrem damaligen Seelenzuſtande wiſſen, gern in eine Entbehrung, welche ihr ein Sühnopfer ſchien für den an der Freundin begangenen Verrath.

Tomaſino, welcher ſeine Gattin im Leben wenig geehrt hatte, ſuchte dieſes nach ihrem Tode zu thun. Er ließ — ſich adeln, und erwarb dadurch das Recht,

ſich in einer ſtark beſuchten Kirche eine Familiengruft errichten zu laſſen. Euphroſine war das Opfer, welches ſie einweihte, und ihr Leichenbegängniß ſo pomphaft und prächtig, als möglich. — An dieſem ſtillen, von den übrigen bald vergeſſenen Orte wandelte oft Antonio in den einſamſten Stunden des Tages und der Nacht, und hatte dort einen unſichtbaren Verkehr mit der unſichtbaren Geliebten. Dieſer war eine Wohlthat für ſeine kranke Seele, und oft kehrte er mit geſtärktem Leben zurück aus des Todes ſtiller Behauſung.

Seraphine litt und trauerte noch lange um die abgeſchiedene Freundin. Aber weniger ſchwärmeriſch, als Antonio, ſuchte ſie nicht den Schleier der Schwermuth immer dichter um ſich zu ziehen, ſondern ſchlug ihn allmählig auf gegen das lachende Blau des Himmels. Seine Strahlen um-

ſpielten ſie freundlich, und drangen belebend in die erkrankte Bruſt. Jetzt aber war es, wo ſie der Theilnahme eines vertrauten Weſens bedurfte, welches den Rückblick in die Vergangenheit, wie die Ausſicht in die Zukunft, mit ihr theilte. Und nach wem konnte ſie ſehnlicher ſich umſchauen, als nach Antonio, der ſo ſchmerz- und wonnevoll in beide verwebt war? — Sie erfuhr nun deſſen ſtille und ſchwärmeriſche Lebensweiſe, und eine heilige Scheu hielt ſie zurück, ihn hinzuziehn in den minder heiligen Kreis ihres Lebens. Als ſie aber einſt Antonio auf der Straße begegnete, und ſeine abgehärmte Geſtalt gewahrte, da traten die Thränen des reinſten Mitleids ihr ins Auge. Von nun an hielt ſie es für Pflicht, den Niedergebeugten aufzurichten und zu retten von dem nahen Grabe, welchem er entgegen-

wankte. Bei ihrem Vater wußte sie es leicht dahin zu bringen, daß er den Ritter auf eine verbindliche Weise wieder einlud, und dieser, welcher gleichfalls das Bedürfniß der Mittheilung fühlte, ergriff gern die dargebotene Gelegenheit.

Seraphine — obwol nicht völlig gleichgestimmt mit Antonio — hatte weiblichen Takt genug, mit demselben von seinem Standpunkte auszugehen und ihn eben dadurch nach dem übrigen hinzuleiten. Gern und natürlich stimmte sie mit ihm die wilden Töne der Verzweiflung an, die zur Schwermuth übergehend endlich sich auflös'ten in das leisere Säuseln der Wehmuth. Diese Begleitung seiner schönsten Gefühle machte ihm bald die schöne Begleiterin so werth, daß ihr Umgang ihm zum höchsten Bedürfniß wurde. Der Text von Seraphinens Unterhaltungen war noch

immer Euphroſine, aber ſchon konnte es ihr nicht mehr entgehen, wie gern er auf der Lippe verweilte, über welche die Worte dieſes Textes ſtrömten. Nur er ſelbſt war hierüber noch ohne irgend ein deutliches Bewußtſeyn, was Seraphine gern der aufklärenden Zukunft überließ. Sie begleitet' ihn auf ſeinen einſamen Spaziergängen und Kirchenbeſuchen, und jeder brachte ſie ſeinem Herzen näher.

Graf Aleſſandro, von ſeiner Tochter nach ihrer Weiſe unterrichtet, freute ſich der neuaufblühenden Hoffnung, und ſuchte deren Reife ſo viel als möglich zu befördern. Durch das frühere Mißlingen gewarnt, ging er dies Mal behutſamer zu Werke, oder handelte vielmehr ganz nach Seraphinens Eingebung. Antonio — jetzt zwiſchen der Todten und Lebendigen getheilt — machte ihm ſeine Rolle nicht

ſchwer, und würde ſelbſt einen kleinen Verſtoß gegen die väterliche Delikateſſe weniger kritiſch, als ehemals, gerügt haben. Ja, als er einſt in Gegenwart des Grafen ſich über eine Krankheit verkündigende Unbehaglichkeit beklagte, war es dieſem ein Leichtes, ihn zur Annahme einiger Zimmer in ſeiner Wohnung zu bereden, wodurch ihm eine treuere und ſorgfältigere Pflege zugeſichert wurde. Und in der That trat dieſer Fall in Kurzem ein. Antonio wurde krank, und Seraphine hatte die traurige Gelegenheit, jenem als ſolche zu erſcheinen, die ſie wirklich war. Am Lager des Kranken offenbarte ihre Zärtlichkeit ſich aus düſterer Tiefe, und manche ihrer Thränen wurde von ihm als lindernder Balſam aufgefangen. Selten, und wo es der ſtrengſte Anſtand gebot, wich ſie von ſeinem Lager, und mehr ihrer unausgeſetzten

Sorgfalt, als der Kunſt des Arztes, verdankte er die Schritte zur nähern Geneſung. Aber auch bei dieſen begleitete ihn ſein zärtlicher Schutzgeiſt, und wußte — was viel ſagen wollte — ihm die Geneſung theuer zu machen. Ja, es ſchien ſeine innere Anſicht der Verhältniſſe ſich völlig geändert zu haben. Euphroſine erſchien ihm wie ein liebender Schatten im magiſchen Dunkel der Ferne; indeß Seraphine von Lebensreiz und Füll' umfloſſen, neben ihm ſtand, voll anziehender Kraft und lockender Freude. Er ſelbſt verhehlte ſich ſeine Verwandlung nicht, und würde ſie Seraphinen offen geſtanden haben, hätte nicht eine ſchwärmeriſche Treue ſeiner früher geleiſteten Gelübde ihn zurückgehalten. Der Kampf mit der Empfindung war geendigt; es galt nur noch der Pflicht, und auch die-

ser sollte auf eine wunderbare Weise geschlichtet werden.

Bald nach seiner Genesung wollte Antonio Euphrosinens Grabmal besuchen. Eine innere Stimme sagte ihm, daß er jetzt nicht mehr, wie ehemals, zu einer solchen Wallfahrt geeignet sey. Wie sollt' er sich ergießen vor der unsichtbaren Geliebten, er, der die sichtbare so lebendig im Herzen trug? Welche überirdische Wünsche und Hoffnungen sollte er äußern, der so irdische in seinem Busen nährte? Und doch fühlte er so unwiderstehlich sich hingezogen zur Ruhestätte derjenigen, die sein Schönstes und Höchstes umfaßt hatte; deren Geist ihm später in wunderbar lieblichen Visionen erschienen war. Die schwärmerische Natur dieses Kampfes, von einer spanisch-religiösen Fantasie genährt, mußte einen noch schwärmerischeren Entschluß gebären,

Die Thurmglocke der Cäcilien-Kirche ſchlug eben die Stunde vor Mitternacht; dieſelbe Glocke, dieſelbe Stunde, welche ihn ſo oft nach jener Kirche gerufen hatten. Der dumpfe Klang erging wie eine Geiſtermahnung an ſeine Seele. In wilder Begeiſterung riß er ein zuſammengefaltetes Papier aus dem Schreibpulte, und verließ haſtig das in Schlummer begrabene Haus.

Er trat in die Kirche, alles war düſter und ſtill; die Lampe des Altars warf ſparſame Strahlen von ſich, und das tiefe Schweigen, das von demſelben auszugehen ſchien, bebte erſchüttert von den Tritten des Nahenden. Die Bilder berühmter Männer und Frauen an den hohen Wänden ſchienen ihm ernſten Schweigens ſein langes Ausbleiben vorzuwerfen. Den Schlüſſel zu dem wohlbekannten Gewölbe hervorziehend, wankte er nach demſelben hin,

und ſtieg die ſchauerlichen Stufen hinab. Und niederkniend vor dem ſtill beleuchteten Sarge, wähnt' er Euphroſinens Geſtalt zu ſchauen, Euphroſinens Stimme zu hören. Er wollte den Mund öffnen, um, wie ſonſt, den Geiſt der Geliebten anzureden — allein er vermocht' es nicht; ein unbegreifliches Verſtummen ſiegelte ſeine Lippen. Da griff er in den Buſen, zog das gefaltete Papier hervor, legt' es von tauſend Schauern ergriffen auf den Sarg nieder, und verließ haſtig Gewölb' und Kirche.

Dieſes Blatt enthielt — lächle, wer nie einen Schwärmer dieſer Art gekannt hat; — eine förmliche Beichte ſeiner Liebe zu Seraphinen, und der Umſtände, unter welchen ſie entſtanden war. Billigte die Verklärte ſeine Neigung, ſo wollte er den nächſten Abend an eben dieſer Stelle (denn

was wäre Geistern unmöglich!) ihre Schriftzüge finden, die ihre Genehmigung enthalten sollten. Denn eine bloße Erscheinung, meint, er, dürfte leicht in weniger geweihten Augenblicken einem beängstigenden Zweifel in ihm erliegen. Nur ihre wohlbekannte Schrift würde ihm eine dauernde Gewährleistung ihres Beifalls seyn. Fänd' er diese nicht, so gelob' er eine feierliche, ewige Entsagung, und wolle nie eine Verbindung schließen, welche des schönsten aller Segen entbehrte.

Um sich während der erwartungsvollen Zeit seinen Hausgenossen nicht zeigen, und namentlich Seraphinen seinen gespannten Zustand nicht verrathen zu dürfen, ritt er gegen vier Uhr des kommenden Morgens — es war im Juni — aus. Sein Weg ging nach einem stillen ländlichen Aufenthalte, welcher ihm am meisten

zur beſchaulichen Vorbereitung auf ein Orakel geeignet ſchien, das — es mochte ausfallen wie es wolle — von den wichtigſten Folgen für ſeine Zukunft blieb. Nichts gleicht der ängſtlichen Ungeduld, mit welcher er dem Ablaufe dieſes Tages entgegen ſah. Der Mond ſtand voll, mit beruhigender Klarheit am Himmel, als er zurückritt, und kaum in der Stadt angelangt, tönte vom Dome die elfte Stunde. Da ſtieg er ab, und übergab ſein Pferd dem begleitenden Diener mit dem Bemerken, daß er noch einen kurzen Beſuch abzuſtatten habe. Dann eilt' er mit pochendem Herzen zur Kirche, um das nächtliche Orakel zu vernehmen.

Auf dem Deckel des wohlbekannten Sarges fand er — ſchäme ſich, wer vorhin gelächelt hat, — einen Brief, an deſſen Aeußerm er ſogleich Euphroſinens Schrift

und Siegel erkannte. Schnell, und doch behutſam, erbrach er das viel bedeutende Schreiben, und man denke ſich ſeine freudig-zitternde Ueberraſchung bei folgendem Inhalte:

Mein Antonio!

So darf ich jetzt vor Deinem und meinem Herzen, wie vor Deinem und meinem Gott Dich nennen. Jede irdiſche Verbindung zwiſchen uns iſt aufgehoben, und der Geiſt darf nun dem Geiſte muthig geſtehen, was nur dem Körper ein Verbrechen wäre. Ja, Du warſt mir Alles, das Erſte, Einzige und Höchſte meines Lebens. Was ich Dir war? O, das wußt' ich, ohne daß Du mir es ſagteſt; fühlt' es ſchmerz- und wonnevoll durch mein ganzes Weſen zittern, das nur durch Dich athmete, dacht' und fühlte. Doch ſo — ich ſah es voraus — konnt' es nicht

bleiben. Dies Verhältniß war zu zart, um von der Zeit cherner Berührung nicht zu zerbrechen, es mußte einem andern menschlichen weichen. Du liebst meine Freundin Seraphine, und mein Geist beugt sich segnend herab auf Euren schönen Bund. Ihm ist die Eifersucht fremd, welche nur irdische Naturen beherrscht, und gern entlös't er Dich eines Gelübd's, durch welches Dein schwärmerischer Edelsinn sich gebunden wähnen dürfte. Reiche Seraphinen die Hand, und mache sie so glücklich, wie nur Du ein Weib machen kannst. Mir wirst Du in den duftigen Regionen der Entfernung das bleiben, was Du bisher mir warst, und segnend wird mein Andenken Euch beide umschweben.

Dies das innige, letzte Wort von

Deiner

Euphrosine.

Wen unter unſern Leſern die Natur mit einer nur einigermaßen lebhaften Phantaſie beſchenkt hat, der mache ſich eine Vorſtellung von Antonio's Empfindungen, als er dieſen Brief durchleſen hatte. Seine erſte und höchſte Freude war — ſein beſtätigter Glaube an eine Verbindung zwiſchen der Geiſter- und Körperwelt; gegen welchen jedoch — ſo iſt der Menſch bei jeder Erfüllung einer kühnen Erwartung — erſt jetzt fürchtende Zweifel ſich zu regen begannen. Tauſend Mal ſah' er mit dem kritiſchen Blicke eines Rezenſenten die Schriftzüge an, ob ſie wahrhaft und wirklich Euphroſinens ſeyen. Aber bei Gott! ſie waren es, der verwegenſte Zweifel mußt' es eingeſtehn. Nun überließ er ſich ganz der Ausſicht, welche ſein Doppelverhältniß zu Himmel und Erde ihm eröffnete. Er hatte die Freuden der einen gewonnen,

ohne der Seligkeit des andern entſagen zu dürfen. Welches von allen glücklichen Erdenkindern konnte ſich hierin mit ihm vergleichen? Noch ein Mal fiel er mit der Anbetung eines Seligen vor der Bundeslade ſeiner Liebe nieder, und flog dann, gleichſam von der innern Begeiſterung getragen, nach ſeiner Wohnung.

Ein zweites Staunen ergriff ihn, als er auf Seraphinens Zimmer zu dieſer ungewöhnlichen Stunde noch Licht erblickte. War es doch, als ob ſein Geiſterverkehr auch ſie, deſſen Gegenſtand, wach erhalten hätte! Was Wunder, daß er ſich angetrieben fühlte, ſie auf der Stelle mit deſſen Reſultate zu überraſchen! Er pochte an, und öffnete, als kein Herein! erfolgte, ſchüchtern die Thür. Eben erhob ſich Seraphine von knieender Andacht vor einem Cruzifix, und dieſe Situation gab ihm

ſeinen vollen eigenthümlichen Schwung. Er flog auf ſie zu, preßte ſie mit Ungeſtüm an ſein Herz, und rief: Du biſt mein! Ueberraſcht ſah Seraphine den Ueberraſchenden an, und entzog ſich ſträubend ſeiner Umarmung. Er aber ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, und ſagte mit Zuverſicht: Ich weiß, Du liebeſt mich, Seraphine, und Gott weiß, ich liebe auch Dich. Ein wunderbares Verhältniß hat bis jetzt meine Zunge gefeſſelt, ein noch wunderbareres jetzt hat ſie gelöſ't. Werde die meinige, und ich will Dich glücklich machen mit der ganzen Kraft eines liebenden Herzens! Wir verſchonen den Leſer mit dem Verfolg dieſer Unterredung, und theilen ihm dafür den Erfolg mit.

Den nächſten Abend war bei dem Grafen Aleſſandro eine glänzende Verſammlung, in welcher feierlich Seraphine

als die Braut des Ritters von Santa Cruzza vorgestellt wurde: eine Neuigkeit, die Niemanden überraschte. Bei den Herren und Damen dieses Zirkels war diese Verbindung längst abgeschlossen, und sie waren ihrer Sache weit früher, als die Liebenden selbst, gewiß. Inzwischen that man doch überrascht, und überhäufte den Grafen mit Komplimenten, wie sie nur einem solchen Grafen gefallen konnten. Die Verlobten selbst gaben wenig darauf Acht.

Ungern entschließt sich der Erzähler zu einem Aufschluß über den letzten Theil dieser Geschichte, der ein nachtheiliges Licht auf die zweite Heldin derselben werfen könnte. Allein zur Steuer der Wahrheit, und um nicht selbst in den Ruf eines Visionärs zu kommen, muß er folgenden Zusammenhang der Begebenheit nachliefern.

Unsere Leser werden sich noch einer

geheimen Unterredung zwiſchen Euphroſinen und Seraphinen im Kabinette dieſer letztern erinnern. Dabei weiß man bereits, daß dieſe ihre unbezwingliche Neigung für Antonio jener entdeckt, und ſie auch von ihrer diesfalſigen Hoffnung unterrichtet hatte. Seit dem aber erfuhren wir noch, daß die großherzige Euphroſine, von der Lage ihrer Freundin gerührt, und das Unnatürliche in der Freundin Verhältniß zu Antonio überſchauend, an dieſen einen Brief ſchrieb, welchen wir, wie er ſelbſt, erſt in dem Grabgewölbe der Cäcilienkirche zu leſen bekamen. Zwar hatte Euphroſine ihre Freundin um die ſchleunigſte Beförderung deſſelben beſchworen, allein die unſeligen Folgen des gleich darauf geſchehenen Zuſammentreffens Euphroſinens mit dem Ritter hatten die Beſitzerin des Briefes, moraliſch und politiſch, von deſſen

Bestellung abgehalten. Auch die folgenden Momente, bis zu Antonio's erneuerter Annäherung, waren keineswegs hiezu geeignet. Bei einem Schwärmer, wie er, mußte sie Alles verlieren, wenn ihm ihre frühern Absichten auf ihn bekannt wurden. Es mußte demnach ein Zufall abgewartet werden, welcher sich auch so erwünscht, als möglich, einstellte. Seraphine, welche ihren Liebling auch ungesehen von ihm niemals aus den Augen ließ, wurde dessen nächtlichen Austritt aus dem Hause gewahr, als er bald nach seiner Genesung die Cäcilienkirche besuchte. Eine sorgliche Ahnung ergriff sie, und trieb sie ihm auf dem Fuße nach. Sie stand hinter einem Kirchstuhle verborgen, während er sich in dem Grabgewölbe befand. Sein hastig bestürztes Wesen, als er heraustrat, erschreckte sie, und mit dem Muthe besorgter Liebe

ſtieg ſie jetzt ſelbſt in das offen gelaſſene Gewölbe hinab, um zu unterſuchen, was ſich darin begeben haben mochte. Wie groß war ihr Staunen, als ſie auf dem Sarge ein aufgeſchlagenes Blatt erblickte und den unerhörten Inhalt deſſelben las! Bald aber wich das Erſtaunen der hoffenden Freude. Antonio's ſchwärmeriſches Gelübde, alles auf die Be- und Nichtbeantwortung ſeines Blattes ankommen zu laſſen, gab ihr mit der Furcht vor dem Verluſte zugleich das Mittel ſeines Beſitzes in die Hände. Sie durfte nur den Schwärmer nach ſeiner Weiſe behandeln, um ſeinen, ihren und den Wunſch der Verklärten zu erfüllen. Was hätte ſie demnach abhalten ſollen, das vorgefundene Blatt wegzunehmen, und des andern Tages Euphroſinens Brief dafür hinzulegen? Wurd' er doch zu ſeinem jetzigen Zwecke

geschrieben, und bisher nur von schlechterer Delikatesse zurückgehalten! Freilich blieb es der Form nach immer eine Täuschung, aber keinesweges dem Wesen nach. Und glücklich, wenn es keine andern, als solche, und noch dazu so wohlthätige, in der Welt gäbe! Daß Antonio am zweiten jener verhängnißvollen Abende Seraphinen noch wach gefunden hatte — darüber verwundern wir uns nun auch weniger, da wir leicht begreifen, wie Furcht und Erwartung sie wach erhalten mußten. Ja, beinahe fürchten wir, daß, nach dem ertheilten Aufschluß, diese Geschichte aus Mangel an Verwunderung bei mancher Erscheinungen fürchtenden und liebenden Leserin ihr ganzes früheres Interesse verloren habe. Auch Seraphine schien diese Furcht, in Rücksicht Antonio's, mit uns zu theilen. Denn nie —

ſelbſt nach vielen Jahren ihrer glück-
lichen Ehe — gab ſie ihm den unſern
Leſern anvertrauten Aufſchluß über —
ſeine Geſchichte.

Bei F. Rubach in Magdeburg sind folgende Bücher im Jahre 1819 erschienen:

Albina. Gemälde aus dem Gebiete des Lebens und der Dichtung. 8. 1 Rthlr. 18 Gr.

Eber's, Carl Friedr., die Brieftasche, o. Fresko-Gemälde aus dem Leben gegriffen. Launigen, satyrischen und sentimentalen Inhalts. 8.

Nicolai, Carl, Rosenlaunen. (Kleine Erzählungen). 8. 1 Rthlr. 6 Gr.

Büschenthal, L. M., Gebilde der Wahrheit und Phantasie. (Kleine Erzählungen). 8.

Ida von Athen. Aus dem Engl. der Miß S Owenson, von Leopold von Wedel. 2 Bdch. 8

Ferner:

Plattdeutsche Gedichte. Von einem altmärkischen Landmanne. 2 Bdch. à 16 Gr. brochirt. 8

Veilchen. Von Caroline Behrends. 8.

Versuch einer Theorie der Schwere und eine Elementartheorie der Welt. 8. 1 Rthlr.

Vorschriften zur Erlernung der Schreibekunst 16 Blätter. Steindruck. 9 Gr.

Wilberg, A. H., Methodisch bearbeitete und mit hinreichenden Uebungsaufgaben versehene Anleitung zum Kopf- und Tafelrechnen. 1r Thl. Anschauungslehre der Zahlverhältnisse, mit Kopfrechnen verbunden. 2r Thl.: Tafelrechnen, mit systematischer Anordnung der Junkerschen Exempeltafeln. 8. Beide Bänd 3 Rthlr.

Lilvich, E. F, Neues System der doppelten Buchhaltung. Zweite ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. 4. Fein Schreibpapier. 2 Rthlr. 12 Gr.

Lucas, Friedrich., Des Naturdichters Gedichte. Herausgegeben von Fr. Wadzeck. Zweite Auflage. 12. broch. 12 Gr.

Hellwitz, L. L., Die Organisation der Israeliten in Deutschland. 8. broch. 12 Gr.

Jugend-Erholungen. Anleitung zu nützlichen und unterhaltenden Beschäftigungen in den Freistunden. Deutschlands Söhnen und Töchtern gewidmet. Im Verein mit mehreren Schriftstellern, Erziehern und Jugendfreunden herausgegeben von F. A. Winkelmann und L. Wagner. gr. 8. Mit Kupfern und Musikbeilagen.

Hahnzog, A. H., Lehrbuch der Militair-Geographie von Europa Eine Grundlage bei dem Unterricht in deutschen Kriegsschulen. 2 Bde. 8. 1r Band. Deutschland. 1 Rthlr.

In Kurzem erscheint:

Euclidis Elementorum sex libros priores cum undecimo et duodecimo graece separatim in usum Gymnasiorum edidit J. G. C. Neide. 8. maj.

F. F. Schmidt.